



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißunddreißigster Jahrgang.

N^o. 18.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Valeska hatte John, mit gesenkter Stirne vorwärts schreitend, schweigend angehört. Plötzlich wandte sie von ihm, warf sich in einem kleinen Rondell auf eine Bank, legte beide Arme auf die Lehne derselben und barg auf ihren die Stirne so heftig, daß der Hut ihr in den Nacken fiel.

John sah das betroffen mit an. Eine solche Wirkung

seiner Rede hatte er nicht befürchtet. Mit schwer verlegener Miene und Haltung stand er wenige Schritte entfernt vor ihr.

„Valeska,“ sagte er beschwichtigend, „glauben Sie, ich hätte es böse gemeint, als ich Ihnen erzählte?“

Sie schwieg minutenlang; ihre Brust athmete heftig. Er nahm, sich von seiner Ueberraschung erholend, auf dem andern Ende der Bank Platz und schaute erwartend auf sie, leise mit den Fingern auf die Lehne trommelnd, als ihm die Situation doch komisch erschien.

Eben lag ihm eine Aeußerung des Unwillens schon auf der Zunge, als sie hastig die hochgeröthete Stirne erhob und ihre Augen durchbohrend auf ihn blickte.

„Als Weib kann ich leider Ihre Unverschämtheit nicht züchtigen!“ rief sie mit rauher Stimme. „Was aber gibt Ihnen das Recht, mich noch länger mit Ihrer lasterhaften

Person zu belästigen?“ Sie ballte die Hand auf dem Knie und presste mit der andern das Taschentuch auf die Augen.

„Mit meiner lasterhaften Person? God damn, das klingt mir spasshaft aus Ihrem Munde... Sprach ich etwas zu viel?“ John stand auf dem Punkte, heftig zu werden; die von Thränen der Entrüstung gerötheten Augen seiner Gegnerin beschwichtigten ihn. „Aber ich will nachgeben, damit Sie sehen, daß ich es nicht böse gemeint. Ich hatte schon drüben immer ein Faible für Sie, das wissen Sie, und Unrecht hatte ich vielleicht darin, daß ich Sie an jenes nächtliche Abenteuer erinnerte. Es geschah auch nur, weil ich immer daran gedacht habe, weil ich den Alban, den schlechten Kerl, immer beneidete. Glauben Sie mir, ich hätte mich von ihm dazu überreden lassen, wenn er mich nicht durch Sie verlockt hätte? Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber zu einem nächtlichen Einbruch hätte ich



Eine Labor (Slavische Volksversammlung) im südlichen Mähren. Originalzeichnung von B. Grögler. (S. 206.)

mich sonst nicht hergegeben. . . Lassen Sie uns also vernünftig reden, Valeska; ich kann, wie gesagt, mir nicht denken, daß uns das Schicksal so ohne Absicht hier zusammengeführt hat."

Der satirische Ton, in welchem er Valeska an ihre Vergangenheit erinnert, hatte in der Abenteuerin den besten Theil ihres Selbst, der durch ihre Schicksale noch nicht erstickt worden, zur Empörung gebracht.

Von guter Herkunft — denn ihr Vater war ein gut situirter Beamter gewesen, der durch das Spiel verleitet worden, sich an den von ihm verwalteten Kassen zu vergreifen — auch von guter Erziehung, war sie aus Kindesliebe ein Opfer Eschenburg's und seiner Freunde geworden, als dieser in Wien sein Wesen getrieben. Rücksichtslos hatte man erst den Vater zur Veruntreuung großer Summen getrieben, dann die Unerfahrenheit der Tochter mißbraucht; man hatte ihr den Rath gegeben, sich dem ihr unbekannten höchsten Vorgeordneten ihres Vaters zu fügen zu werfen; einer von Eschenburg's Complicen, ein Wüstling, hatte die Rolle des hohen Beamten spielen müssen, der sie in seinem Landhause zu empfangen sich bereit erklärte, und als sie mit tödtenden Gewissensbissen in die elterliche Wohnung zurückkehrte, war der Vater bereits abgeführt und die Mutter nahm sich das Leben.

Eschenburg, der nie auf halbem Wege stehen blieb, hatte sich ihrer angenommen, als er in dem halt- und schutzlosen hübschen Mädchen ein willenloses Werkzeug erkannte. Unter der Maske väterlichen Wohlwollens spielte er sie der Familie eines Complicen in Preßburg in die Hände, und anfangs ahnungslos, dann zu spät erkennend, was man mit ihr vorhatte, war sie gerichtet in der öffentlichen Meinung, ehe sie eine Vorstellung davon besaß. Ihr Vater im Zuchthause, ihre Mutter eine Selbstmörderin und sie, die Tochter, im Hause eines verarmten Aristokraten, von dem man riefte, daß er seine scheinbar behäbige Existenz nur dem Spiel und, wie man behauptete, auch dem falschen Spiel verdankte, daß die mütterliche Fürsorge der Hausfrau, einer frühern Schauspielerin, für die hübsche Waise nur unlauteren Zwecken diene.

In Betäubung bei endlicher Erkenntniß ihrer Lage und Bestimmung, willenlos in ihrer Rathlosigkeit, geblendet durch den falschen Goldschum trügerischer Vorpiegelungen, begriff sie, daß man in dieser Welt Hammer oder Amboss sein müsse. Mit kühnem Entschluß nahm sie selber Stellung zur Welt inmitten jener abenteuerlichen Umgebung, in die man sie hineingedrängt, und rangirte sich unter die geheimen Feinde der Gesellschaft.

Als eines Tages ihre falsche Stellung eine unhaltbare geworden, floh sie mit einem der Kavaliere des Landstreckers nach Amerika, wo John ihr begegnete. Sie verschwand von dort, um unter anderem Namen nach Europa zurückzukehren. Eschenburg erfuhr davon durch seine geheimen Verbindungen, er fing sie sich in Italien wieder ein, als die Behörden an ihre Antecedenten erinnert worden und sie abermals Ursache hatte, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Sie haßte diesen Mann, denn sie hatte Zeit und Gelegenheit genug gehabt, über ihre Schicksale und deren Quelle nachzudenken. Sie hatte seit lange schon Stunden der Zerknirschung, und oft genug war ihr die Frage aufgestiegen, warum sie damals nicht der Mutter gefolgt.

Die Tochter des Zuchthäuslers war gebrandmarkt in der bürgerlichen Gesellschaft; aber gab es selbst für diese eine stille, bescheidene Existenz, hätte sie ruhig schlafen können in einer solchen, mußte sie nicht immer in der Furcht schweben, daß irgend eine Zufall, eine Begegnung sie der Verantwortung für nicht eigentlich von ihr selbst Begangenes, aber doch Geschehenes übergeben werde, in welchem sie nur die Figurantin, freilich auch die Fehlerin gewesen?

Eschenburg hatte sie zur Freundin der Frau von Hangenstein gemacht. Sie liebte diese nicht trotz all' deren Herzengüte; sie, die Ausgestoßene, konnte überhaupt kein Weib lieben, dessen Stirne frei und klar in die Welt schaute, und Selbstbeherrschung hatte es sie oft gekostet, wenn Lucy sie bat, doch heiter zu sein, um nicht in den Humor einer Verzweifelterin auszubringen.

Jetzt hatte sie wiederum die Rolle wechseln müssen — müßten, denn Eschenburg hatte ihr versprochen, was ihr die einzige Rettung erschien: die Möglichkeit, sich fern, in einer ganz fremden Gesellschaft, wo Niemand sie kannte oder verrathen konnte, ein Heim zu gründen. Möchten Eschenburg's Pläne noch so verwerflich sein, denn andere kannte dieser Unerbittliche, ihrer nicht mehr bedürfen, sie belohnen und ihr sagen werde: „Geh! Aber geh' weit fort von hier! Ich habe Dich ausgenützt und will nichts mehr von Dir!"

Der Gedanke beschäftigte sie in ihrer stillen Thätigkeit als Lucy's Dienerin, denn sie hatte ausdrücklich auf die Stellung einer wirklichen Gesellschaftsdame verzichtet; sie zählte die Tage und zitterte vor jeder neuen Persönlichkeit, die in Wolf's Häuslichkeit auftrat.

Aber Eschenburg, wenn er ihr ein heimliches Rendezvous gab, begehrte noch Anderes von ihr; er fragte stets, wie sie zu dem Herrn von Hangenstein sich gestellt; die junge Frau werde so viel außerhalb des Hauses in der Gesellschaft beansprucht und habe sie also so viel Zeit, mit ihm allein zu sein. Er verlangte von ihr, daß sie, aber mit der größten Klugheit, ihm zu gefallen suche; sie sehe ja, daß die junge Frau mit all' ihrer Herzlichkeit ihn nicht zu

fesseln verstehe, daß er also von einer andern Seite genommen werden müsse. Daß er sie leiden könne, wisse sie ja, ein junges, hübsches Weib mit ihrer Erfahrung müsse ihn also im Handumdrehen gefangen haben. Er wolle nichts Halbes und sie wisse, weshalb er sie in dieß Haus gebracht.

Sie war ihm zu Willen gewesen in Allem, was er von ihr begehrte, nur dieß Eine hatte ihr widerstrebt. Gestern aber, als sie mit ihm an dem gewohnten Rendezvousort zusammengetroffen, hatte er ihr etwas gesagt, was sie noch nicht ganz verstanden: „Es ist Zeit! Mein armer Freund Wolf wird einen großen Kummer haben! Die junge Frau hat nämlich eine erste Liebe noch nicht vergessen und der Gegenstand derselben wird hier in ihrer unmittelbaren Nähe erwartet. Geben Sie wohl Acht, Valeska; Sie werden ihn leicht erkennen. Beobachten Sie sorgfältig die junge Frau und suchen Sie in ihre Geheimnisse zu dringen, die ich bis in's Kleinste erfahren muß, und suchen Sie den armen Hangenstein zu trösten; Sie wissen, was ich meine. Nichts Halbes, ich wiederhole es!"

Valeska sah sich also vor den schlimmsten Theil ihrer Aufgabe gestellt. Sie hatte an diesem Morgen schon eine gewisse Unruhe an ihrer sonst so heitern Herrin bemerkt; ein häusliches Drama also stand bevor, in welchem sicher auch Eschenburg seine Hand hatte, und sie sollte mit in dasselbe eingreifen.

Heute nun war sie, der frischen Luft bedürftig, hinaus auf die Promenade geeilt, und da mußte ihr das Schicksal einen Menschen vorführen, der sie an eine der traurigsten Phasen ihres unruhigen Lebens gemahnte, der ihr mit unverschämten Worten ihre Betheiligung an einem Verbrechen in's Gedächtniß rief.

Ja, sie war an demselben mitschuldig gewesen. Alban, dieser Glende, unter dessen Schutz, als dessen angebliche Gattin sie sich nach Amerika geflüchtet, nachdem er ihr die heiligsten Versprechungen gemacht, und sie dort mit sich in die schlechteste Gesellschaft geführt, als sie ganz von ihm abhängig, Alban hatte, nachdem es ihr gelungen, eine Stellung in dem Landhause des reichen alten Herrn zu finden, gedroht, diesem ihr Vorleben zu verrathen, wenn sie nicht einwillige.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Nagel.

Von
H. Weis.

(Nachdruck verboten.)

„Du hättest Dich doch aber den Wünschen der Frau Bertram fügen sollen, liebes Kind!“ sagte Frau Schwanfeld zu ihrer neunzehnjährigen Tochter.

„Ich kann nicht, Mama, ich kann es nicht! — Ich bin gern gefällig, aber Frau Bertram scheint zu glauben, daß wenn sie nur will, ich schon mit Freuden kommen und es mir womöglich noch zur Ehre schätzen soll, daß ich überhaupt ihr eine Gefälligkeit erweisen darf!“ erwiderte Ida.

„Ja, liebe Tochter, das mußt Du ihr zugute halten! Frau Bertram ist reich, Du bist arm und gibst ihren Kindern nur Arbeitsstunden,“ wendete Frau Schwanfeld ein.

„Nur Arbeitsstunden, — allerdings! — Das heißt jedoch: ich unterweise ihre Kinder und lehre sie alles das an Wissenschaften, was Frau Bertram selbst nicht weiß!“ warf Ida hämisch ein.

„Aber, Ida, wie sprichst Du!“ sagte vorwurfsvoll Frau Schwanfeld.

„Nun denn,“ verbesserte Ida sich, „so will ich sagen: wozu Frau Bertram nicht Gebuld und nicht Lust hat. Sie darf aber mir gegenüber nicht vergessen, daß sie mich, der sie theilweise die Erziehung ihrer Kinder anvertraut, der Kinder, die das höchste Gut der Eltern sind, wie Du, liebe Mama, ja so häufig zu mir geschickt hast, nicht so behandeln darf wie ein Hausmädchen, das ihre Zimmer säubert, oder wie ein Küchenmädchen, welches die Tische deckt; ich lasse es mir nicht gefallen, mich zu allen möglichen kleinen Dienstleistungen benützen zu lassen, ich füge mich nicht, und sollte ich die Stelle bei Frau Bertram deshalb verlieren, ich füge mich nicht ihren Wünschen, durchaus nicht!“

„Ida, Ida, denke, es sind dreißig Mark pro Monat, die Du auf das Spiel legst!“ mahnte Frau Schwanfeld.

„Wohl weiß ich es,“ sagte Ida. „Wenn Frau Bertram eine Frau wäre, die in herzlicher Weise Gefälligkeiten, kleine Dienste von mir verlangen würde, die freundlich, liebevoll und mütterlich zu mir wäre, o, dann würde ich mit Freuden nicht nur das thun, was sie wünscht, sondern mich noch bemühen, ihre Wünsche zu errathen und, noch ehe dieselben ausgesprochen würden, denselben entgegen zu kommen; so aber, wenn sie in beschuldendem Tone die große Dame herauskehren will, mit wegwerfenden Worten mir eine für sie werthlose Schleife, Blume oder einen andern Toilettengegenstand anbietet für einen geleisteten Dienst, dann bäumt sich mein ganzer Stolz hoch auf! — All' meine Kraft mußte ich heute zusammen nehmen, daß ich den mir herablassend hingeworfenen Blumenstrauß nicht mit meinen Händen zerstückte!“

„Aber Kind, Kind, mähige Dich, sei nicht so heftig! Habe ich nicht immer Dich ermahnt, nachgiebig und gefällig zu sein? — Ruß ich jetzt erleben, daß Du so heftig, so maßlos eigenfinnig bist?“ sagte schmerzlich bewegt Frau Schwanfeld. „Wie oft soll ich es Dir noch wiederholen, daß Du arm bist, angewiesen darauf, Dein Brod selbst zu verdienen, es unter fremder Leute Daß zu essen, — nachgiebig, gefällig, dienstfertig zu sein!“

„Liebe Mama, sei mir nicht böse! Alle Deine Lehren sind wohl eingeträgt in meinem Herzen; ich bin dienstfertig, das weiß ich, denn ich hoffe, ich erfülle voll und ganz die von mir verlangten Pflichten; ich bin auch nachgiebig und gefällig; o, ich habe ein Herz voll Liebe und Opferfreudigkeit — aber nur der Liebe und Freundlichkeit gegenüber! Frau Bertram, die Gattin eines Emporkömmlings, die glaubt jedoch, ihrem Geiste müsse sich Alles und Jedes beugen, die glaubt, wenn sie nur im höchsten Grade, schließend, enden, Morgens durch die Reichen ihrer eleganten Zimmer

wandeln, in herrlichem Tone befehlen kann, daß sie dann genüsslich die Dame von Stände repräsentirt, daß dann ein fühlendes Herz, Gemüth und Adel der Seele nicht mehr n. thig sind; — sie sieht auch dem Stände nach tief, sie unter uns, und ihr gegenüber werde ich nie vergessen, wer mein verstorbener Vater, wer unsere Ahnen waren, und sollte ich dadurch die Stelle in ihrem Hause verlieren, sollte ich hungern müssen, vor dieser Frau werde ich mich nicht!“ Mit diesen Worten verließ Ida das Zimmer.

„O Gott!“ seufzte Frau Schwanfeld, „das Mädchen ist ganz vernagelt, alle Vorstellungen helfen nichts!“

„Ja, ja!“ nickte die alte Großmutter, die an einem Strickstrumpf beschäftigt in der Herkennische saß, daß die weißen Loden, die aus der Spitzenhaube hervorquollen, sich, dieses „Ja“ bekräftigend, kräftig schüttelten; schob dann die Brille tiefer auf die Nase herab und blickte über jene hinweg zu ihrer Tochter hinüber. „Ja, ja, sie hat einen Nagel, einen tüchtigen Nagel in ihrem Köpfe, aber das schadet nicht, ist darum doch ein Prachtmädchen, unser Stolz, unser Glück! — Laß nur gut sein, ein bißchen haben Nagel schadet nicht, er wird ihr mit dazu verhelfen, daß sie aus der Mißere des Lebens zu etwas Tüchtigem emporsteigt. Wir Alle, Alle haben so einen Nagel, gestehe es nur ein, uns ist nicht Alles gleich und recht, etwas von dem alten blauen Blut rollt noch immer in unseren Adern, wir können und werden es niemals ganz verleugnen!“

Frau Schwanfeld seufzte, gedankenvoll ruhten ihre Augen an ihrer Arbeit, endlich sanken die Hände mit der Arbeit jähmer und milde in den Schoß, und Bitter vergangener Zeiten, Bilder ihrer Kindheit, voll Glanz und Glück, zogen im Geiste an ihren Augen vorüber.

Auch die alte Großmutter schob die Brille wieder zurecht, und wie eine Waise sah an die andere reichte an ihrem Strickstrumpf, so reichte sich auch eine Erinnerung an die andere aus dem reichen Schatz ihrer Lebensjahre.

Der kleinen, vierjährigen Alice, die in einer Ecke bei dem Puppen saß, hatte Niemand eine aufmerksamere Beachtung geschenkt, sie hatte gespielt, wie gewöhnlich. Nun sah sie da und rechnete eifrig an ihren Fingern, rechnete und zählte wieder und immer wieder; endlich schlich sie sich ganz leise an die kleine Großmutter heran, legte ihr Köpfchen an deren Knie und fragte in flüsterndem Tone: „Großmütterchen, habe ich auch einen Nagel?“

„Wo, mein Herzchen? — was für einen Nagel?“ fragte, an ihren Gedanken aufgeschwunden, verwirrt die alte Frau.

„Nun, Großmütterchen, ich meine so einen, wie Ida hat,“ erwiderte verstimmt die Kleine.

„Gewiß, mein Liebling, Du wirst Deiner Schwester Ida gleichen, wirst werden wie sie: gut, fleißig, tugendhaft und —“

„Und darum habe ich auch einen Nagel!“ ergänzte glücklich lächelnd die Kleine und sprang davon.

Tags darauf ist die kleine Alice mit anderen kleinen Mitgenossen in den Unterrichtszimmer, denn sie besucht einen Kindergarten und ist ein begabtes, aber auch sehr fleißiges Kind.

„Nun, meine lieben Kinder,“ sagt die Lehrerin, „jetzt beginnt die Rechenstunde! Habt ihr auch wohl behalten, was ihr in der vorigen Stunde gelernt hattet? Ich hoffe es! — Also, Emma, sage einmal, wie viele Finger hast Du denn an Deiner rechten Hand?“

„Fünf Finger habe ich!“

„Recht so, mein Kind! Aber weißt Du mir nun auch zu sagen, wie viele Finger Du an Deinen beiden Händen hast?“

„Zehn Finger habe ich an beiden Händen!“

„Sagst Du, mein Kind, ganz richtig! — Nun, Alice, Du hast ja die Hand auf! — Was willst Du? — Weist Du auch etwas?“

„Ja, Tante, darf ich sagen, wie viele Nägel ich habe?“

„Nun, meinetaugen, sage denn auch wie viele Nägel Du hast,“ erwidert gütig lächelnd die Lehrerin.

„Einundzwanzig Nägel habe ich!“ sagt laut und triumphierend die kleine Alice.

„Einundzwanzig Nägel? — Nein, mein Herz, das ist nicht richtig gerechnet, — zähle einmal richtig!“

„Ja, Tante, es ist ganz richtig, ich habe einundzwanzig Nägel ganz gewiß!“ sagt, etwas gekränkt, die kleine Alice.

„Emma, wie viele Nägel hast Du denn?“ fragt es der kleine richtig!

„Zwanzig Nägel habe ich!“ sagt wichtig Emma.

„Richtig! Zwanzig Nägel! Hörst Du, Alice?“

„Ja, Emma hat wohl zwanzig Nägel! — aber wie viele Nägel hast Du denn, Tante?“ fragt Alice mißbegierig.

„Nun, ich habe auch zwanzig Nägel! — Wir Alle, das heißt Jedes von uns hat zwanzig Nägel!“ erwidert die Lehrerin.

„Ich habe aber einundzwanzig Nägel; wir zu Hause haben Alle einundzwanzig Nägel, — Großmütterchen hat es gesagt, und was Großmütterchen sagt, ist wahr!“ sagt etwas schmelzend die kleine Alice.

„Wohlan, so zähle sie einmal auf, Deine Nägel, wenn siehst, ob es stimmt!“

Triumphierend hebt Alice ihr Köpfchen in die Höhe und zählt laut und deutlich:

„Zehn Nägel an den beiden Händen, zehn Nägel an den beiden Füßen und einen Nagel im Kopf machen zusammen einundzwanzig Nägel!“

Eine Tabor im südländischen Mähren.

(Bild S. 205.)

Mit dem Völkerruf des Jahres 1848 entstanden noch anderen Zeichen wiedererwachten Volkslebens und Bewusstseins auch die Volksversammlungen unter freiem Himmel (slovakisch *Volno*, das ist Feldlager), zur Freude aller Freunde der Freiheit und des Fortschritts, zum Samerje aller Dunkelwälder und Bureaukraten, deren Hauptquartier: „Alles für, nichts durch das Volk“, neben dem grünlichen über den Hüften geworfen wurde als auch in den Parlamente, mit welcher letzteren sich noch weit eher „ein vernünftiges Wort“ sprechen ließ als mit dem ungeschlachten, vielfachen Ungeheuer, Volk genannt.

So viel Federleins wie etwa in dem „hohen Hause“ zu Wien oder Linz macht man in solch' unwürdiger Majestätlichkeit allerdings nicht; trifft ein Wort den Nagel auf den Kopf, so ist der Redner nicht erst, ob es auch parlamentarisch ist, weggegangen

Albumblatt.

Winters Einzug.

Nun zieht mit seiner ganzen Macht
Herr Winter wieder ein,
Vergangen ist der Blumen Pracht,
Erbleicht der Sonnenschein.
Weh' uns! schon naht der kalte Mann
Mit seinem weißen Bart!
Wer Arm' und Beine rühren kann,
Kommt, hemmet seine Fahrt!

Schließt Thür und Thor und Fenster zu,
Und laßt ihn nicht herein,
Daß er uns nichts zuleide thu!
Es friert ja Groß und Klein.
Gewaffnet ist der Kinder Schaar.
Die ihm entgegentritt.
Was hilft's? er kommt wie alle Jahr,
Bringt Schnee und Eis uns mit.

Bringt eine lange, lange Nacht
Und einen kurzen Tag,
Des Schneegestöbers Flockenjagd
Und noch so manche Plag'.
Doch heut er viele Freuden auch,
Bringt neuer Märchen Traum;
Und hat — es ist sein alter Brauch —
Bei sich den Weihnachtsbaum.

Eisblumen malt an's Fenster er
In weißem Blütenkranz;
Die freuten uns noch immer sehr
Mit ihrem Janberglanz.
Schneemänner gar und Blindemanns,
Und Schattenpiel bei Licht,
Das bringt der Winter auch in's Haus,
Dum schmäh't den alten nicht!

Herein, herein du Wintersmann!
Komm! seß' dich zum Kamin!
Wärm' deine kalten Hände dran,
Und auf ein Märchen sinn!
Ergähl' es dann, wir hören zu,
Wir haben sorgsam Acht.
Und ist es aus, geh'n wir zur Ruh'
Und wünschen gute Nacht.

Fransz Pocci.

Die Romanze.

Kriminalfall aus dem Anfange dieses Jahrhunderts.

Mitgetheilt von

L. Maurice.

(Nachdruck verboten.)

Am 14. Juli des Jahres 1802 heirathete Gilbert de Vermont, ein liebenswürdiger junger Edelmann, die reizende Marion de Martigny. Die Hochzeit wurde in dem alten Feudalschloß der Martignys gefeiert, und das junge Paar verweilte aus Rücksicht auf die Eltern Marion's, welche sich von dem einzigen Kinde nur schwer trennen konnten, noch vierzehn Tage bei denselben, um dann Vermont's prächtiges, an der Marne gelegenes Gut zu beziehen. Dort wurde sogleich ein großes ländliches Fest veranstaltet, welches dem jungen Gatten als die geeignetste Gelegenheit erschien, seine Gemahlin dem Bekannten- und Freundeskreise vorzustellen. Es gelang derselben auch bald, Aller Herzen zu gewinnen. Vermont's Glück wurde dadurch noch erhöht, während seine strahlenden Blicke Marion's Herz ebenfalls mit unaussprechlicher Seligkeit erfüllten. Ach, nur zu bald sollte ebenso unsägliches Weh folgen.

Vierzehn Tage vergingen dem jungen Paare im Rausche der Freude. Die Nachbarschaft hatte Gegeneinladungen erlassen, eine Festlichkeit folgte der andern, so daß den Beiden nur wenige Stunden ungestörten Alleinseins vergönnt waren.

Eines Abends kehrten sie wieder von einer ihnen zu Ehren veranstalteten Reunion zurück. Sie sahen abgepannt und ermüdet aus, und Gilbert meinte:

„Eine derartige Kette von Festen erfordert doch einen gehörigen Aufwand von Kräften, mich verlangt wirklich nach Ruhe.“

„Nicht minder,“ stimmte die junge Frau zu; „ich möchte wünschen, daß wir uns endlich wieder zurückgegeben wären.“

„Es sind gesellschaftliche Pflichten, mein Kind, denen man sich nun einmal nicht entziehen kann. Das Meiste haben wir aber jetzt überstanden, und was noch kommt, nimmt mehr mich als Dich in Anspruch, so beispielsweise morgen die Hirschjagd.“

Marion erbleichte plötzlich.

„Ach ja, die Hirschjagd,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Ich weiß nicht, mir ist, wenn ich daran denke, so seltsam zu Muth. Willst Du mir nicht die Liebe erzeigen, theurer Freund, und derselben fern bleiben?“

„Aber warum denn, mein Liebling?“

„Ich ahne eine Gefahr für Dich.“

„Du närrisches Weibchen! Eine Gefahr auf der Hirschjagd? Ja, wenn es sich noch um eine Wolfsjagd oder Bärenjagd handelte!“

„Gleichviel, ich bitte Dich herzlich, nicht von der Partie zu sein.“

„Welche Entschuldigung soll ich aber vorbringen? Denn Deine Abnung wird man kaum als eine stichhaltige Ursache gelten lassen.“

„Melde Dich unwohl oder schübe Anderes vor. Jedenfalls bleibe bei mir; ich — ich habe solch' tödtliche Angst.“

Die Thränen traten ihr in die Augen und sie zitterte am ganzen Körper.

Vermont suchte sie nach Kräften zu beruhigen und schob ihren Zustand auf die aufregenden Zerstreuungen der jüngsten Zeit.

Man begab sich zur Ruhe, allein am nächsten Morgen befand sich die junge Frau in noch trostloserer Stimmung.

„Ich hatte einen so schrecklichen Traum, mein Freund,“ seufzte sie. „Nicht wahr, Du gehst heute nicht von mir?“

„Ich muß, mein Kleinod,“ versetzte er zärtlich; „Vorsicht hat die Partie mir zu Ehren arrangirt. Sei überzeugt, daß ich sehr vorsichtig zu Werke gehen und meine Rückkehr möglichst beschleunigen werde.“

Er umarmte und küßte sie innig, um dann in der Befürchtung, daß ihre Bitten ihn doch schließlich noch umstimmen könnten, schnell davonzuweichen.

Marion's Blick folgte ihm voll Schmerz und Sehnsucht, bis er von Thränen verschleiert wurde.

Die Jagd verlief zu allseitiger Zufriedenheit. Der Hirsch wurde gestellt und erlegt. In heiterster Stimmung trat dann die Gesellschaft den Rückweg zum Schloß Versailles an.

Vermont hatte sich an einer Baumwurzel den Fuß ein wenig verstaucht und blieb daher allmählich, ohne daß die Anderen darauf achteten, einige hundert Schritte zurück. Plötzlich hörten diese einen Schuß und gleich darauf einen Hülsersuf.

Erschrocken wandten sie sich um und liefen, als sie den Freund nicht mehr erblickten, zurück.

Ein furchtbarer Anblick bot sich ihnen. Vermont lag auf dem Moose am Rande des Holzes ausgestreckt und rang mit dem Tode. Sein Kopf war zertrümmert.

Die Freunde hoben ihn sanft auf, allein es war keine Rettung mehr.

„Marion, arme Marion!“ seufzte er und sank entseelt zurück.

Wodurch hatte der Unglückliche so plötzlich den Tod gefunden? Sein Gewehr war nicht geladen gewesen, ein Selbstmord bei seinen glücklichen Lebensverhältnissen auch ohnehin total ausgeschlossen. Die erschütterten Freunde ermannten sich nach Kräften und ermittelten bald, daß ihm die diamantene Busennadel und die kostbare Uhr mit Verloques fehlten; ein ebenso kaltblütiger, als gewandter Raubmörder hatte hier also sein Werk verrichtet.

Einige machten sich zur Verfolgung auf, während Andere die Leiche, bis ein Wagen herbeigekommen war, bewachten und die Uebrigen sich der traurigen Pflicht unterzogen, die bedauernswerthe junge Frau aufzufuchen und derselben die Trauerkunde so schonend als möglich beizubringen.

Marion war, als die Jagdgenossen ihres Gatten ohne denselben, bleich, mit bedrückten Mienen eintraten, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, und sank, als man ihr endlich zögernd das Furchterliche mitgetheilt, bewußtlos zu Boden. Eine schwere Nervenerkrankung folgte, sie rang mit dem Tode. Endlich aber siegte ihre Jugend über die tödtliche Krankheit, doch um ihre Lebensfreude, ihren Lebensmuth war es für immer geschehen.

Sie erwarb die Waldung, worin der Heißgeliebte sein junges Leben ausgehaucht und ließ an der Unglücksstätte ein Mausoleum errichten. Täglich besuchte sie die Stelle, um zu beten und die Umgebung abzustreifen. Auch gelobte sie, nicht eher die Trauerkleidung abzulegen, bis der Verbrecher entdeckt und die Unthat gerächt wäre. Die verfolgenden Freunde hatten leider keine Spuren des Mörders gefunden, und ebenso resultatlos blieb das Bemühen der Polizei. Doch Marion klammerte sich krampfhaft an diese einzige, ihr gebliebene Lebenshoffnung.

Einst befand sie sich wieder an dem bewussten Orte und pflückte in Gedanken das Moos von einem uralten, nur wenige Schritte von dem Denkmal entfernt stehenden Eichenstamme, als ihr plötzlich ein kleiner, in der Rinde steckender Gegenstand in die Augen fiel. Mechanisch betrachtete sie ihn; es war ein Papierballen, an den Rändern verbrannt oder versengt.

Plötzlich öffnete sich ihr Auge weit, wie angesichts von etwas Furchtbarem.

„Ein Gewehrpfropfen,“ murmelte sie und suchte dann hastig, mit zitternden Fingern das Knäuel auseinander zu ziehen und zu glätten. Als das gelungen, forschte sie mit gierigen Blicken nach dem Inhalt. Das Papier war vollständig beschriebener, zwar manches Wort durchstrichen, doch auch noch Vieles zu lesen. Es handelte sich anscheinend um den Entwurf zu einem Gedichte, dessen vollständiger Sinn sich aber aus dem Fehlen und der verbrannten Stellen wegen nicht mehr enträtheln ließ.

Enttäuscht senkte die junge Wittwe schließlich das Haupt. Zur Ermittlung des Mörders konnte der Fund doch schwerlich beitragen, da er weder eine Namens-, noch Ortsbezeichnung enthielt, was doch zunächst erforderlich war, um nach dem Schreiber forschen zu können. Der Himmel allein wußte, wer derselbe war und wie der Verbrecher an dieß Fragment gekommen. Immerhin beschloß Marion, das Papier sorglich aufzuheben; vielleicht, daß es ihr doch einmal in der ihr so am Herzen liegenden Angelegenheit von Nutzen war.

der moderne Demosthenes hinwider gefallen lassen muß, wenn es gelegentlich eines allzu scharfen Angriffs je nach Landesitte Verbaljurien, Steine oder gar Prügel regnet, trotz Immunität und bewaffneter Schutztruppe.

Gerade diese noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelte Unerschrockenheit aber ist es, welche solchen Versammlungen ein doppeltes Interesse verleiht; sie sind nicht nur ein dem wahren Konstitutionalismus unentbehrliches Mittel, den unverfälschten Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen, sondern bieten auch den untrüglichen Maßstab für des lehrern Charakter, Temperament und Bildungsgrad.

Wer sich hievon durch eigenen Augenschein überzeugen will, möge zum Vergleiche einer Volksversammlung in der Schweiz, in Tyrol und in Ungarn beiziehen; er wird zweifellos zugeben, daß es in ethnographischer Beziehung kaum ein lehrreicherer Schauspiel geben dürfte; denn wie hoch man auch den Wärmegrad momentaner Erregung und leidenschaftlichen Parteihasses in Rechnung ziehen mag, stets werden die blutigen Köpfe als alltägliches Merkmal magyarischer Wahlversammlungen nicht so sehr die vielgerühmte politische Schulung und Bildung, als das „feurige Temperament“ und den „kriegerischen Geist“ des edlen Reitervolkes bezeugen, ebenso wie das übliche „Baterunfer“ unter Vorhitz eines geistlichen Herrn zu Anfang und zum Schluß einer echten und rechten Tyroler Volksversammlung nicht nur den frommen Sinn, sondern auch das Zusammengehen dieses Alpenvolkes mit der Heiligkeit kennzeichnet.

Eine erhöhte Bedeutung, zumal für uns Deutsche, gewinnt der Bild, indem es uns einen slavischen Volkstag, also symptomatisch eine Welle jener slavischen Hochflut, vor Augen führt, welche gegenwärtig in Folge der „Verdönnungsära“ über Oesterreich hereinbröckelt und die gespannte Aufmerksamkeit aller Politiker Europas erregt.

Bekanntlich lebten die Slaven während bis zur Verdönnungsära des Grafen Taaffe in vollkommener Eintracht mit ihren slavischen Nachbarn und Mitbürgern, und bedurfte es jahrelangen Kampfs von Seiten der eckigen Presse und Emigranten, um diesen nationalen Frieden in sein Gegenteil zu verwandeln. Nun es endlich gelungen, sind auch an diesem Resultate der Verdönnungsära selbstverständlich die Deutschen schuld, diese bösen Menschen, welche durch ihre abscheuliche Kulturarbeit sämtliche, interessanten Nationalitäten“ des europäischen Ostens zur Verzweiflung treiben.

Leider ist nicht etwa eine Hyperbel, sondern thatsächlich die eigentliche Grundursache des allenthalben emporflammenden Deutschenhasses, und wüthten wir nicht schon aus Erfahrung, was der schwarz gekleidete Herr auf der Tribüne unseres Hauses seinen Zuhörern zu sagen hat, ein Prager Journal (Postroj) vermeldete es vor Kurzem schwarz auf weiß, indem es vermeldete, daß die Deutschen gegenwärtig (durch die deutschen Schulvereine, im Gebiete der Wenzelskrone schlimmer und verheerender wütheten, als Hunnen und Mongolen es je im Zeitalter rohester Barbarei vermochten, und die menschenfreundliche Schulverwaltung daran setzt, daß diese grausamen Barbaren der Gegenwart bis auf den letzten Mann vernichtet werden müßten, um Raum zu schaffen für die friedliche Arbeit des großen Czarenvolkes!

Das ist es! Die deutsche Kulturarbeit ist unfriedlich und verheerend, weil sie siegreich ist, und darum fort mit ihr!

Betrachten wir unsere Taboriten mit all' dem nationalen Aufwuch als slavischer Kostüme, wehender, trübseliger Fahnen, stolzer Banderolen, nicht zu vergessen die böhmischen Musikanten mit ihren goldenen Längeln und schlechten Instrumenten, sowie die Buchschmucke mit ihrem unerhöhllichen Vorrathe an Bier und Schnaps, so werden wir annehmen, daß obige Logik auch hier die verdiente „sündende“ Wirkung findet, und somit ein weiterer Stein zum Bau der Verdönnungsära hinzugefügt wird.

Gönnen wir den guten Leuten das Vergnügen, es ist ja ein Feiertag mehr in der Woche, der Deutsche aber möge auch auf diesem Gebiete bei der ersten, thätigen Arbeit bleiben, denn an dem wird die slavische Hochflut zerbrechen wie am Felsen die Wogen des Meeres!

Ed.

Musikbache auf dem Canal grande in Venedig.

(Bild S. 209.)

Sobald die Sonne gesunken, erwacht der Venetianer — in der heißen Jahreszeit wenigstens — erst zum Leben, die Vorhänge der Fenster, welche gegen die Gluth dicht geschlossen, öffnen sich, und der kühlere Hauch des Meeres wird begierig eingeathmet. Der Musikplatz belebt sich, bei Florian sitzt dichtgedrängt die eisblaue Schaar der Fremden und Einheimischen. Alle 2. elt prominent in den Bogengängen, um zu sehen und gesehen zu werden. Einige Venetianerinnen mit Häkern gleich Wagentrümmern rauschen vorbei, dazwischen trippeln kleine Arbeiterinnen, heiße Blide nach einem oder jenem Gondoliere wendend, welche nachlässig an der Ruder leihen und auf die Forellerei warten. Es ist dunkel geworden und die Klänge der beginnenden Musik tönen bereits fern her über das Wasser. Schnell in die Gondel, denn der letzte Abend, den wir in der Lagunenstadt verbringen, soll eine schöne Erinnerung für uns sein. Lautlos gleiten die Gondeln auf dem dunklen Wasser von allen Seiten heran zu der mit hellen Ballons geschmückten Barke, auf der eine Musikbände und einige Sänger und Sängerinnen Platz genommen haben. Soeben jauchzender die Krönadonna mit überaus guter natürlicher Stimme ein wildes Lied über die weite Fläche, leise tauchen die Ruder ein, während der Gesang in müden Tönen sich verliert. Eine weiche Melodie kommt, gleich Schatten ziehen dichtgedrängt die anderen Fahrzeuge an uns vorüber, wir bleiben abseits zurück, denn die größer werdende Entfernung steigert den Schmerz des fern tönenden Gesanges, bis er sich endlich ganz verliert. Gespensisch umjäumen wir stillen, wunderbaren Klänge die Ufer und erhöhen das Poetische der Stimmung. — Viele unserer Leser werden fragen, wer denn die nachtschlüpfer und Künstlerinnen sind? Manchem sind Angehörige der wohlthätigen Stubenmalerzünfte, die als bewährte Sänger und Musikanten von den Wirthen, deren Hotel am Canal gelegen, bezahlt sind, um den Gästen als Unterhaltung zu dienen, oft auch Professionsmusikanten, die hier auf dem Wasser ihre Vorpelung geben und für die kleinste Gabe dankbar sind.

G. Goyang.



Zwei Rivalen. Gemälde von M. E. R. Johnson.



Eine Musikbarte auf dem Canal grande in Venedig. Originalzeichnung von E. Geyser. (S. 207.)

Allein die Zeit verging, und das über der Mordthat lagernde Dunkel lichtete sich nicht.

Am Abend des 14. August 1868 hatte sich eine ausserordentliche Gesellschaft in den Salons des Marquis de Laujeon in Paris eingefunden. Man feierte den Geburtstag der Marquise und die vielen Freunde des Hauses waren sämtlich gekommen, der hochgeachteten Dame ihre Glückwünsche darzubringen.

Der Marquis hatte als großer Musikfreund aber noch für eine besondere Überraschung Sorge getragen. Die ersten Künstler der italienischen Oper und des Theaters Feydeau waren eingeladen, zu konzertieren, unter Anderen die schöne, herrliche Barili. Durch das Erscheinen so vieler Koryphäen erhielt die Festschlicht in der That einen besondern Glanz. Im Verlauf des Abends sang die Barili die Arie aus Ringarelli's „Romeo“: „Ombra adorata“ und erregte damit einen Sturm der Begeisterung. Sämtliche Damen beraubten sich der sie schmückenden Blumen, um daraus einen Kranz zu winden, welche die Marquise de Laujeon dann selbst auf die edle Stirn der Primadonna drückte.

Eine einzige Dame, jung und schön, nahm an der allgemeinen Festesfreude keinen Theil. Versunken in tiefe, schwerwichtige Gedanken, schien sie das, was um sie her vorging, kaum zu gewahren. Fast trampschaft hielt ihre Hand ein Medaillon mit einem kleinen Pastellgemälde umfaßt. Sie trug Halbtrauer. Es war Marion de Vermont.

Heute vor sechs Jahren war ihr heiliggeliebter Gatte von Mörderhand gefallen, und ihr Herz empfand den Schmerz um seinen Verlust noch in ursprünglicher Kraft. Nur die dringendsten Bitten der Marquise, ihrer Pensionfreundin, hatten sie bewegen können, sich bei der Festschlicht einzufinden. Nun bildete ihre Erscheinung doch einen seltsamen Kontrast zu den anderen gepuderten, fröhlichen Menschen, die indessen alle des jungen Weibes Geschick kannten und seinen Schmerz ehrt.

Anderer Sängerinnen und Sänger lösten die Barili ab, dann setzte sich ein Herr, den einer der Künstler mit Bewilligung des Marquis eingeführt, an das Klavier, um einige Piecen eigener Komposition vorzutragen. Dieselben fanden ebenso wie die Fertigkeit, womit sie gespielt wurden, allgemeinen Beifall.

Der Fremde, welcher de Bourdon hieß, bat nun um die Erlaubnis, ein selbst gedichtetes und in Musik gesetztes Lied zum Besten zu geben. Selbstredend wurde sie gerne gewährt, und der bei der äußerst wohlklingenden Stimme trefflich zur Geltung kommende heitere Text, wie auch die allerliebste, neckische Melodie rissen die Zuhörer abermals zur Bewunderung hin. Welch' ein reichbegabter Mann war doch dieser Herr de Bourdon, der das Talent des Dichters und des Komponisten auf so vollkommene Weise in sich vereinigte.

Nur Frau de Vermont hielt sich nach wie vor schweigend; die allgemeine Munterkeit stimmte sie eher noch trauriger, und sie schied sich an, sich zurückzuziehen. Die Marquise gewährte es und bat sie, noch einige Augenblicke zu verweilen, da der Herr, welcher vorhin das prächtige Lied gesungen, abermals ein solches eigener Dichtung und Komposition, jedoch in ernsthaftem Genre, zum Vortrag bringen wollte.

Marion ließ sich bewegen. In demselben Momente begann der Fremde ein Vorspiel voll tiefer Empfindung und außerordentlicher Zartheit des Ausdrucks und intonierte dann eine Romanze, die in Wort und Melodie eine gleich hohe, seelenvolle Auffassung bekundete.

Plötzlich ging mit Frau de Vermont eine seltsame Veränderung vor. Ihre Apathie verschwand mit einem Schlage, sie begann mit fast überhasteter Spannung zu lauschen und fuhr sich mehrfach mit der Hand über die Stirn, als gälte es sich, zu vergewissern, daß sie nicht träume, daß vielmehr Alles, was da laut wurde, in Wirklichkeit an ihr Ohr drang.

Kaum war das Lied beendet und der sich noch rauschender als vorhin äußernde Beifall verstummt, als sie auf den Sänger zutrat, ihm ebenfalls einige verbindliche Worte über den vollendeten Vortrag sagte und ihn dann lebhaft fragte, wer der Dichter dieser herrlichen Romanze sei.

„Sie sehen ihn vor sich, gnädige Frau,“ lautete die in bescheidenem Tone gegebene Antwort.

„Ah, in der That? Und wo ist das Werk im Druck erschienen?“

„Bis jetzt noch nirgendwo.“

„Es ist wohl neueren Ursprungs?“

„Doch nicht, gnädige Frau, ich verfaßte es schon vor längerer Zeit.“

„So, so,“ murmelte Marion. Sie war todtbleich und ihre Lippen zuckten. Allein ein geheimer Gedanke schien ihr Kraft zu verleihen; sie konnte in gleich freundlichem Tone fortfahren: „Zweifellos haben Sie diesem oder jenem Freunde eine Abschrift erteilt?“

„Auch das nicht.“

„So wäre es wohl vermessen, Sie um eine solche zu bitten? Ich wünschte sie gar zu gern, da der Text mir außerordentlich gefällt.“

„Ich fühle mich hochgeehrt, gnädige Frau, und werde mir morgen, wenn es Ihnen so genehm ist, selbst gestatten, sie Ihnen zu überreichen.“

„Nein, nicht morgen, gleich, gleich, wenn ich bitten darf; mit dem Anbruch des nächsten Tages gedente ich zu meinem Gute zurückzukehren!“

„Aber wie kann ich —“

„Nicht wahr, Sie erfüllen meine Bitte?“ fuhr Marion bringend fort. „Sie werden diese kleine Artigkeit einer Dame, die Sie so angelegentlichst darum angeht, nicht abschlagen?“

„Wie vermöchte ich das, gnädige Frau? Sie beschämen mich durch Ihre Liebenswürdigkeit. Ich will Ihnen sofort nicht nur den Text, sondern auch die Musik aufschreiben. Der Herr Marquis de Laujeon hat zweifellos die Güte, mir ein Zimmer und die nöthigen Schreibutensilien anzuweisen zu lassen.“

Der Genannte war ebenso wie die übrigen Umstehenden nicht wenig verwundert diesem Zwiegespräche gefolgt. Er begriff das lebhafteste Verlangen Frau de Vermont's nach einem verhältnismäßig so unwesentlichen Gegenstande nicht, beeilte sich aber nichtsdestoweniger aus Gefälligkeit für die Dame, den Fremden in ein Nebenkabinett zu geleiten. Währenddessen ersuchte auch Marion die Marquise mit fast versagender Stimme, sie in ein anderes Gemach zu führen, da sie sich sehr angegriffen fühle.

Die Herrin des Hauses legte alsbald den Arm der Freundin in den ihrigen, worauf Beide ebenfalls den Salon verließen.

Draußen sagte Frau de Laujeon besorgt:

„Du siehst in der That leichenblau aus; hat Dich das Lieb des Herrn de Bourdon so ergriffen?“

„Ach, wenn Du wüßtest, Athenais!“

„Was denn, mein Herz?“

„Noch kann ich es Dir nicht sagen; die nächste Stunde wird Dir jedoch Alles offenbaren.“

„Ist es denn etwas so Schreckliches?“

„D, bringe jetzt nicht weiter in mich.“

Die beiden Damen traten damit in das Boudoir der Marquise, wo sich Marion erschöpft auf einen Divan niederließ.

„Willst Du Dich mir, Deiner treuesten Freundin, nicht wenigstens anvertrauen?“ fragte die Marquise kopfschüttelnd.

„Es wäre nicht wohlgethan. Gedulde Dich noch eine Weile, theure Athenais. Nicht wahr, Du nimmst die Abschrift des Liebes von dem Manne in Empfang und bringst sie mir gleich her?“

„Weßhalb liegt Dir nur so viel daran?“

„Auch das wirst Du bald erfahren. Laß mich jetzt nur kurze Zeit allein, damit ich meine Fassung vollständig wiedergewinne. Wenn der Fremde Dir die Abschrift ausgehändigt, sorgst Du dafür, daß er in die Gesellschaft zurückkehrt und dieselbe so bald nicht verläßt.“

„Liebes Herz, Deine Worte klingen immer räthselhafter.“

„Freilich, freilich. Aber es wird sich Alles schon aufklären. Nur mußt Du genau nach meinen Anweisungen handeln.“

„Ich soll Dir also die Abschrift hieher bringen und dann Anstalten treffen, den Herrn de Bourdon noch eine Zeitlang bei uns zurückzuhalten?“

„Ja wohl, ja wohl.“

„Ist er Dir denn bekannt? Hast Du ihn bereits früher irgendwo getroffen?“

„D nein, nie!“

„Das begreife ein Anderer!“

„Ja, Du mußt es vorläufig selbst finden. Allein geh' jetzt und thu', um was ich Dich gebeten.“

Die Marquise entfernte sich in starrem Erstaunen, während Marion de Vermont in der heftigsten Aufregung ihre Rückkehr erwartete.

„Geduld, Geduld,“ murmelte sie aber dabei wie zur eigenen Beruhigung fortwährend vor sich hin, „es muß Licht werden. O mein unvergeßlicher Gilbert, Du sollst mit Deinem Weibe zufrieden sein!“

Endlich erschien die Herrin des Hauses wieder, das sehnlichst erwartete Schriftstück in der Hand.

Die Ungebuldige entriß es ihr fast und ihre Blicke überflogen es gierig.

„Ja, es trifft zu,“ flüsterte sie dann mit heiserer Stimme, „es ist, wie ich gedacht! — Halt ihn, wie versprochen, hier, Athenais,“ fuhr sie laut fort, „in längstens einer Stunde wirst Du, ich verspreche es Dir nochmals, über Alles im Klaren sein!“

Sie stürzte aus dem Gemache, und die Marquise hörte sie unten im Vestibül nach ihrem Wagen rufen.

Frau de Laujeon begab sich, die Ursache des auffallenden Thuns ihrer Freundin nicht weiter zu ergründen versuchend, zu ihren Gästen zurück und beschäftigte sich, Marion's Geheiß zufolge, namentlich mit Herrn de Bourdon. Demselben schien das von Frau de Vermont seinem Werke entgegengebrachte Interesse außerordentlich zu schmeicheln; er erkundigte sich bei der Wirthin angelegentlichst nach der Dame.

„Sie ist noch in Halbtrauer,“ meinte er. „Wahrscheinlich wegen des Verlustes eines theuren Familienmitgliedes?“

„Ja wohl, wegen ihres Gatten,“ lautete die bewegte Antwort. „Sie verlor ihn vor sechs Jahren auf schreckliche Weise.“

„Ah, in der That?“

„Er wurde von einem Elenden meuchlerisch erschossen und beraubt.“

„O Himmel!“ rief der Zuhörer. Ein aufmerksamer Beobachter hätte eine plötzliche Unruhe in seinem Wesen gewahren können. — „Wo geschah das Verbrechen?“ erkundigte er sich nach einer Pause.

„In einem Walde nahe bei St. Dizier.“

„Schrecklich!“ murmelte Herr de Bourdon mechanisch, und seine Blicke durchforschten scheu den Saal. Dann erhob er sich plötzlich.

„Gnädige Frau,“ meinte er, „es erübrigt noch, bevor ich mich verabschiede, Ihnen und Ihrem Gemahl, dem Herrn Marquis, für die gastliche Aufnahme herzlich zu danken.“

„O, wir sind Ihnen im Gegentheil für die gebotenen künstlerischen Genüsse zu großem Danke verpflichtet!“ rief die Marquise. „Aber,“ fuhr sie dann in der Erinnerung an den Wunsch der Freundin, den Fremden bis zu deren Rückkehr zu fesseln, lebhaft fort, „Sie dürfen uns noch nicht verlassen, müssen jedenfalls noch bis zur Beendigung der Quadrille, wobei ich ja Ihre Partnerin bin, verweilen.“

„Gnädige Frau, ich fühle mich von den Vorträgen sehr angegriffen und würde Ihnen daher aufrichtig verbunden sein —“

In diesem Moment begann die Musik die ersten Takte des Contretanzes.

„Es geht nicht an, Herr de Bourdon,“ lächelte die Marquise bezaubernd, „kommen Sie.“

Mit finsternen Blicken, die den bisher so einnehmenden Zügen einen ganz andern, abstoßenden Ausdruck verliehen, willfahrte der Betreffende und trat mit seiner Dame zum Tanze an. Man sah es ihm jedoch während desselben deutlich an, daß er nicht bei der Sache war; sein Auge ließ die Thür keinen Moment außer Acht, und kurz und unwirksam beantwortete er die an ihn gerichteten Bemerkungen. Selbstredend mußte das die Mittänzer, namentlich die Herrin des Hauses, auf's Höchste befremden; sie schloß, daß es mit dem Vorgehen der Freundin in Verbindung stehe; es gab ihr ein Räthsel mehr zu denen der Letzteren auf.

Aber die Lösung sollte nun auch nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Die zweite Tour des Contretanzes hatte eben begonnen, als sich plötzlich die Saalthür öffnete und der Kammerdiener des Marquis mit der furchtbaren Meldung erschien:

„Der Herr Staatsprokurator!“

Als habe der Bliß neben ihnen eingeschlagen, so heftig erschrakten die Anwesenden. Das Orchester verstummte sofort und den Tänzern entglitten die Hände ihrer Damen.

Zugleich öffnete der Kammerdiener beide Flügelthüren, durch die jetzt der bezeichnete Beamte mit vier Gendarmen trat. Ihnen voran aber eilte eine schlanke Frauengestalt, Marion de Vermont.

„Dort steht er!“ rief sie mit klingender Stimme und deutete auf Herrn de Bourdon, der freideweiß, mit schlotternden Gliedern, das vollkommene Bild eines ertappten Verbrechers, an einer Säule lehnte.

Der Prokurator schritt auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in erstem, gewichtigem Tone: „Im Namen des Kaisers. Sie sind mein Gefangener!“

Jener stammelte etwas wie, daß er nicht wisse, was man von ihm wolle, daß er ein Mann von Ehre sei und daß man sich zweifellos in der Person irre.

Der Mann des Gesetzes meinte indessen, daß sich das Alles schon später finden werde, und übergab ihn den Gendarmen, die ihn abführten. Mit der Bitte an die Gesellschaft, es entschuldigen zu wollen, wenn seine Pflicht ihn in die traurige Nothwendigkeit versetzt habe, ein so heiteres Fest stören zu müssen, zog sich der Prokurator dann gleichfalls zurück.

Alles bestürmte jetzt Marion um Aufklärung, welche solche nunmehr auch ohne Zaudern erteilte. Sie hatte das Lesbare auf dem an der Mordstelle gefundenen Papiersprossen unauslöschbar ihrem Gedächtnisse eingepreßt und jetzt zu ihrer furchtbaren Überraschung plötzlich diese Sätze Wort für Wort und vervollständigt von den Lippen des Fremden in dessen Lied vernommen. Nach seiner Erklärung, daß diese Romanze sein Werk und noch nirgends veröffentlicht sei, zweifelte sie schon kaum noch, daß der Mörder ihres Gatten auf so wunderbare Weise in ihre Hände geliefert worden, ließ sich aber zum Ueberflus noch eine Abschrift des Liebes geben, worin sie dann auch die gleichen Schriftzüge wie auf dem Papiersprossen entdeckte. Beides unterbreitete sie darauf schleunigst dem Prokurator, der ohne Weiteres seine Bereitwilligkeit zur Verhaftung des Betreffenden zu erkennen gab und solche denn auch vollzog.

Man wandte sich nunmehr an den Sänger, welcher Bourdon eingeführt, um von demselben Näheres über den gefährlichen Menschen zu vernehmen; aber der Künstler vermochte auch nicht viel auszusagen. Er hatte den Bewußten vor mehreren Jahren in einer größeren Provinzialstadt, wo er, der Sänger, damals engagiert war, kennen gelernt und Bourdon ihn jüngst in Paris wieder aufgefunden. Er habe nie auch nur das geringste Nachtheilige über ihn gehört und ihn daher für einen durchaus ehrenwerthen Mann gehalten. Welch' ein bedeutendes musikalisches und dichterisches Talent Bourdon besitze, habe die Gesellschaft ja selbst heute Abend zu erkennen Gelegenheit gehabt.

Das Fest hatte begreiflicherweise durch diesen Zwischenfall sein Ende erreicht, und die Gäste begaben sich unter dem Eindruck des Erlebten in ernster Stimmung heimwärts.

Drei Monate später öffnete sich an einem nebeligen, kalten Novembertage das Thor der Conciergerie, und ein Mann bestieg in Gesellschaft des Henkers und seiner Knaben den Scharfrichterkarren, um nach dem Greuelplaz gebracht zu werden. Es war Anatole de Bourdon oder vielmehr

Jean Hounard Molin, ein Mensch, der es trotz der bedeutendsten geistigen Anlagen, die ihm eine angesehene, hochgeachtete Lebensstellung verbürgt hätten, vorgezogen, gemeiner Straßenräuber zu werden, sechs Raubmorde beging und sich mittlerweile vermöge seiner Talente immer in den ersten Familien des Kaiserreichs Eintritt zu verschaffen wußte. Die Angst hatte ihn am Abend der Verhaftung derartig übermannt, daß er bei dem sofort mit ihm vorgenommenen Verhör und namentlich als ihm der verhängnisvolle Gewehrproben vorgezeigt wurde, alle seine Verbrechen bekannte. Er endete durch das Beil.

Marien de Vermont aber legte nunmehr, da ihr Gelübde erfüllt war, die Trauerkleidung ab, kehrte jedoch nicht mehr in die Gesellschaft zurück. Sie verbrachte ihre ferneren Tage in strengster Zurückgezogenheit und in der Erinnerung an ihr kurzes Lebens- und Liebesglück. Die Armen und Unglücklichen in der Nachbarschaft hatten indessen alle Veranlassung, sie als ihre Wohltäterin zu verehren.

Aus dem Reiche der Erfindungen.

Von
Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war heute nicht das erste Mal, daß man am runden Tisch in den „Drei Enten“ zu K. über das Bier schimpfte. Der altbekannte Stoff, darüber waren auch heute wieder Alle außer Zweifel, konnte nur durch Mängel am Bierdruckapparat gelitten haben, und wenn der dicke Wirth hinter seinem Schenktische hervor auch unablässig versicherte, daß er erst am vorhergehenden Tage alle Ventile sorgfältig mit Lauge ausgepumpt habe, so gelang es ihm dennoch nicht, weder die dickbezüglichen Zweifel zu zerstreuen, noch auch die Hochflut des Unwillens zum Weichen zu bringen.

Daß man uns doch mit den vernünftigen Bierdruckapparaten vom Leibe gelassen wäre und das Bier noch wie früher direkt und frisch vom Faß verzapfte! ließ sich der Postkretzler Müller, einer der jüngeren Mitglieder des Stammtisches, vernehmen.

„Ich beziehe sehr, mein Lieber,“ bemerkte in einem Tone, aus dem die Gewohnheit, Belehrung zu ertheilen, unabweisbar hervorging, sein Nachbar, der Gymnasialprofessor Schrot, „ob uns, die wir jetzt durch die Druckapparate verwöhnt sind, das direkt vom Faß verzapfte Bier da, wo die Leitung des Faßes nicht ganz schnell erfolgt, noch munden würde, denn wir dürfen nicht vergessen, daß es bei der alten Methode unmöglich ist, das Entweichen der Kohlensäure, welche dem Biere den erfrischenden Geschmack verleiht, zu verhindern. Soll nämlich das Bier aus dem Faße ausfließen, so muß die Spundöffnung der Außenluft des Zutritts zum Innern des Faßes gehalten und dabei ist es dann unvermeidlich, daß man der in der Flüssigkeit enthaltenen Kohlensäure den Weg freigibt.“

Wenn der Herr gestattete, daß ich ihm widerspreche, und man mir an der Unterhaltung theilzunehmen erlaubt, so will ich so schnell den Beweis liefern, daß man heutzutage auch direkt vom Faße frisches Bier verlangen darf, selbst da, wo der Wirth zum Verschütten eines Faßes zwei bis drei Tage gebraucht.“ Mit diesen Worten hatte ein an einem Nebentische sitzender altlicher Herr, dessen volles, von einem grau melirten Vollbart umrahmtes Gesicht einen nicht gewöhnlichen Ausdruck von Intelligenz und Energie zeigte, einen kleinen, blinkenden Gegenstand aus seiner Tasche hervorgezogen und präsentierte ihn der Gesellschaft.

In diesem kleinen Geräth, meine Herren,“ begann er erklärend, „erkennen Sie einen sogenannten Ventilapparat mit Luftreiniger, der, in die Spundöffnung des Faßes geschraubt, nicht nur das Entweichen der Kohlensäure absolut unmöglich macht, sondern auch die Luft, deren Eindringen in das Faß für das Ausfließen des Inhaltes allerdings unerlässlich ist, filtert und sie so von allen schädlichen Bestandtheilen befreit. Hier, unter der obersten Verklebung liegt ein Schwammchen, das, angefeuchtet, alle jene so häufig genannten Nitroorganismen der Luft zurückhält, und dieses Stück Gummischlauch mit platigedrücktem Ende, welches an die Verschraubung anschließt, bildet ein so empfindliches Manometer, wie es gerade für vorliegenden Zweck erforderlich ist. Bitte, Herr Wirth,“ wandte sich der Sprecher jetzt an den Wirth, „der sich mittlerweile der Gruppe genähert hatte, „lassen Sie einmal, so leicht es Ihnen nur möglich ist, an diesem mit Gewinde versehenen Ende, das in die Spundöffnung gedrückt wird.“

„Da kann doch unmöglich ein Ventil darin sein,“ entschied jedoch der Wirth, „der, keine so derartigen Subtilitäten wenig bewachteten Lippen verzeigend zuspitzend, das bezeichnete Experiment angestellt hatte.“

„Sehen Sie, in dieser Leichtigkeit des Saugens,“ fuhr der Redner fort, „liegt eben die Pointe des Ganzen. Versuchen Sie, nun einmal ebenso leicht in die Schraubspitze hineinzuholen!“

„Das ist unmöglich!“ bemerkte der Wirth nach einigen vergeblichen Versuchen. „Es muß doch wohl so etwas wie ein Ventil in dem Dinge sein, das mir jetzt zu gefallen anfängt.“

„Sie können sich nach Auseinanderschrauben des Apparates vom dem Vorhandensein des Ventils überzeugen. Im Uebrigen habe ich Sie, den Apparat in das nächste Faß, welches Sie auflegen, zu schrauben, damit wir morgen einmal sehen können, wie es das Bier gehalten. Für jeden Schaden an letzterem komme ich Ihnen gern auf.“

„Sie verzeihen, mein Herr!“ wandte sich einer der Stammtische an den Sprecher. „Sie werden gewiß ein Konkurrent von mir sein und sich hier etablieren wollen. Mein Name ist Siegfried Hühner und ich bin Inhaber der Firma gleichen Namens, ich darf wohl sagen, der ersten am hiesigen Plage in meiner Branche, Kava, Galanterie- und feine Metallwaaren; dieselbe wird Ihnen jedenfalls nicht unbekannt sein.“

„Ich bedaure, bei meinem erst kurzen Verweilen an diesem Orte noch nicht der Ehre der Bekanntschaft mit Ihrer geschätzten Firma theilhaftig geworden zu sein. Einen Konkurrenten haben Sie aber in mir nicht zu fürchten, Sie erblicken vielmehr in mir

nur einen Menschen, der eine ganz besondere Vorliebe, ja, ich darf sagen Passion, für alle Neuheiten hat, die sich auf das Gebiet der Hauswirtschaftsgeräthe, Sportartikel, Bureau- und Reiseutensilien, erstrecken. Wo ich nur von einer derartigen Novität höre oder lese, — und wie Sie wissen, fehlt es ja in unserer Zeit dazu nicht an Gelegenheit — lasse ich mir dieselbe kommen und rühe sie, wenn sie gut ist, meinem in dieser Hinsicht schon sehr reichhaltigen Inventar, ist sie wertlos, meiner gleichfalls schon recht umfangreich gewordenen Kumpellammer ein. Wenn sich die Herren — der ganze Stammtisch war den Auseinandersetzungen gefolgt — vielleicht für dergleichen interessieren, so gestatte ich mir, Sie Alle zur Besichtigung meiner permanenten Privatausstellung einzuladen. Mein Name ist Siegfried und ich wohne auf der andern Seite des Platzes, in dem Hause mit dem Erker, eine Treppe hoch.“

Nachdem die Vorstellungen erfolgt, versprach man von allen Seiten der freundlichen Einladung bald nachkommen zu wollen, und hob, da die übliche Aufbruchsstunde gekommen war, die Sitzung auf, merkwürdigerweise ohne erhebliche Reste des geschnittenen Trankes in den Gläsern zurückzulassen.

Akklimatisation.

Eine Skizze
von
Dr. Eduard Reich.

Klima ist die Gesamtheit der physischen und, setzen wir hinzu, auch der moralischen Verhältnisse einer Gegend. Die Eingeborenen eines Landes können als Produkte ihres Klimas betrachtet werden; seit Jahrhunderten, Jahrhunderten ist ihr Organismus an das bestimmte Klima gewöhnt. Kommt nun ein Mensch, eine ganze Bevölkerung unter andere klimatische Verhältnisse, so muß er mit denselben in Einklang sich setzen, er muß sich akklimatisiren, um normal weiterleben zu können. Die Akklimatisation ist nicht bloß physische, sondern auch moralische Anpassung an die neuen Lebensbedingungen und geschieht bei einem Menschen, bei einem Volke rascher, bei dem andern jedoch langsamer, bei dem dritten gar nicht; denn es gibt Einzelwesen und Gesamtheiten, welche in fernem Gegenden gar nicht sich akklimatisiren. Der Mensch ist keineswegs ein Kosmopolit, wie ehemals geglaubt wurde, wenn auch manche Rassen und Volksstämme in einer großen Zahl von Gegenden beziehungsweise leicht den Daseinsverhältnissen sich anpassen; in gewissen Erdstrichen kann kein Mensch festen Fuß fassen, ohne in die Gefahr frühzeitiger Vernichtung zu kommen. Im Allgemeinen kann man aussprechen, es erfolge die Akklimatisation um so leichter, je gesunder, thätiger, elastischer, jünger, geistig und sittlich kräftiger, vorsichtiger eine Persönlichkeit oder Bevölkerung ist, je mehr dieselbe die Lebensweise der Eingeborenen annimmt, und je gewisser sie alle jene Ausschreitungen in Bezug auf Arbeit und sinnlichen Genuß unterläßt, welche das Maß der Kräfte und des Widerstandes herabsetzen. Mit Zunahme der Krankheitsanlagen und Gebrechlichkeit vermindert sich die Fähigkeit der Akklimatisation, ebenso mit Zunahme des höheren Alters. Wenn wir bedenken, daß in jedem Klima die Verhältnisse von Luftdruck, Wind, Feuchtigkeit, Bodenbeschaffenheit, Trinkwasser, Sonnenlicht, Pflanzenwuchs, Ernährung, Beschäftigung andere sind, und daß jede Rasse, jede Klasse der Bevölkerung mit allen diesen gewöhnlichen Bedingungen organisch verwachsen ist, so wird es leicht verständlich, daß bei plötzlicher Vertauschung des heimischen Klimas mit einem fremden der Organismus in Schwankungen seines Haushalts geräth und dadurch in höherem Maße zu Leiden beunlagt sein wird. Und diese Schwankungen der leiblichen Oekonomie, welche mit Störungen in Verdauung, Anäthmung, Umlauf und Ausscheidung beginnen, gehen mit Abweichungen innerhalb der Seelenorgane einher und werden durch diese gesteigert. Es muß also der Mensch durch große Vorsicht und strenge Beobachtung der Normen leiblicher und seelischer Gesundheitspflege an die neuen Verhältnisse sich gewöhnen, in das neue Klima sich hineinleben. Nach den bisher gemachten Erfahrungen vermögen Juden und Zigeuner am leichtesten und an den meisten Orten sich zu akklimatisiren; weiter kommt Südfranzosen, Italienern und Spaniern in hohem Grade diese Eigenschaft zu. Dagegen ist zum Beispiel der Lappländer so wenig akklimatisationsfähig, daß er selbst in Stockholm nicht mehr gedeiht. Während der Neger in den Sumpfgegenden der heißen Zone sich eingewöhnen kann, sind solche Erdstriche für den weissen Menschen lebensgefährlich; der Letztere aber vermag sich in hohen Gebirgen der heißen Zone zu akklimatisiren, wogegen der Schwarze dort zu Grunde geht. Treibt der Europäer Ackerbau, so kann er in vielen Gegenden des heißen Erdgürtels niemals sich eingewöhnen; will er daselbst sich akklimatisiren, so muß er Gebirge aufsuchen und den Bau des Bodens der Eingeborenen überlassen. Auf der südlichen Erdhälfte gewöhnt der Europäer auch in tropischen Gegenden sich ein, ungleich besser, als in den heißen Gebieten der nördlichen Halbkugel. Plötzlicher Wechsel des Klimas wird selten ohne Nachtheil für die Gesundheit ertragen; man thut daher wohl daran, zunächst eine Gegend zu bewohnen, welche den Uebergang bildet von der bisher bewohnten zu der für die Zukunft auswählten. Ob Kreuzung der Rassen die Akklimatisation erleichtert, ist noch sehr fraglich; für die Einwanderer selbst wird Verheirathung mit Eingeborenen mehr mittelbar als unmittelbar die Anpassung des Organismus an die neuen Verhältnisse begünstigen, für die Nachkommen aus solchen Mischungen aber schon unmittelbar.

Durchschnittskraft der Niagarafälle.

Die Durchschnittskraft der Niagarafälle veranschlagt Benjamin Rhodes, ein amerikanischer Ingenieur, einschließlich der oberhalb befindlichen Stromschnellen auf 7 Millionen Pferdekraft. Die Gesamtkosten der zur Ausbarmachung dieser Kraft erforderlichen Vorrichtungen und Maschinen innerhalb eines Radius von 500 Meilen schätzt er auf 5000 Millionen Dollars. Die Verwendung dieser Kraft an Stelle von Dampf würde allein eine jährliche Ersparnis von 40 Dollars in der Erhaltung eines jeden elektrischen Lichts in der Stadt Buffalo ausmachen.

Auge um Auge.

Erzählung

von

Friedrich Carl Petersen.

(Fortsetzung.)

In einem von einer Gasflamme erleuchteten, kleinen, hohen Gemache im ersten Stocke, dem sich andere kleine Wohnzimmer anreiheten, hatte der Traiteur der erhaltenen Weisung gemäß den Tisch gedeckt. Und nicht lange, so saßen die Gäste und ließen es sich munden. Raoul wurde nicht müde im Fragen nach den Zuständen auf der Kanakinsel, während Moulinet à la Brisebarre mit etlichen heiteren und erheiternden Anekdoten sein Glück versuchte, um nur den Freund in guter Laune zu erhalten.

„Sind diese Kanaken denn wirklich Menschenfresser?“ fragte Raoul.

„Ich persönlich habe sie nicht am Werk gesehen,“ versetzte Cottin. „Aber es sollen während meines Aufenthalts in Numea wirklich in der Hinsicht ein paar Beweisfälle vorgekommen sein.“

„Dabei fällt mir ein,“ bemerkte Moulinet, „daß heute Mittag bei Tische in meinem Beisein eine Geschichte von einem Franzosen, und zwar einem Verbannten, erzählt wurde, der von Kanaken zwischen glühend gemachten Steinen buchstäblich gebacken ward. Leider war ich gerade mit dem Improvisiren eines Gedichtes beschäftigt, so daß mir der Zusammenhang entging. Ich entsinne mich nur, daß das Schlachtopfer der Kannibalen Deinen Pseudonamen führte, was mich nicht befremden konnte, da der Name gerade nicht selten vorkommt.“

„Es war kein angenehmes Leben drüben, das versichere ich euch,“ sagte Cottin erregt. „Aber ich dachte nicht viel an die Unannehmlichkeiten, welche mir der Aufenthalt bot, an die Kanaken; wie oft ballte ich in schlaflosen Nächten auf dem armseligen Lager in ohnmächtiger Wuth die Hände und stieß Todesdrohungen wider den Elenden aus, durch den ich...“

„Ei, ich vergaß ganz,“ unterbrach ihn Moulinet, „wer war denn der kleine blonde Dickkopf, Dein Begleiter, der sich so lustig von unserem Freunde Grosjean entführen ließ?“

„Ein Freund. Ich lernte ihn im Exil achten und lieben. Er erwies mir einmal einen... Liebesdienst, für den ich ihm vielleicht nie Dank wissen werde... Und doch... wie sollte ich es nicht?“ fügte er, dem Sohne einen leuchtenden Blick schenkend, hinzu. „Vielleicht,“ fuhr er fort, „vielleicht hört ihr bald mehr von ihm. Mit dem genannten Grosjean hat er eine kleine Angelegenheit zu ordnen. Es wird in diesen Tagen noch mancher Andere auf ein solches Ordnen bedacht sein. Und auch ich...“

„Ei, ei,“ fiel ihm Moulinet in die Rede; „sollte Freund Grosjean... Ich wüßte doch nicht...“

„Und auch ich,“ fuhr Cottin lauter fort, „will so bald als möglich mir Recht zu verschaffen suchen. Neben mir ein ernstes Wort zusammen, François! So lange der Punkt nicht erledigt ist, finde ich keine Ruhe. Ich beabsichtige gleich morgen den ersten Schritt zu thun! Glaubst Du, daß er einlenken wird?“

„Ich wage nicht, die Frage zu bejahen.“

„Du glaubst es nicht? Nun denn, so schwöre ich Dir beim allmächtigen Gott, daß ich den elenden Schurken...“

„Gottard ist kein Schurke,“ unterbrach ihn Moulinet in ernstem Tone; „er ist nur verblendet. Das Glück hat ihn sich gemacht, und er glaubt allen Ernstes, sein gutes Recht zu wahren, indem er das Fabrikgeschäft für sich allein beansprucht. Dein Eingebildetes, daran zweifle ich nicht im Geringsten, würde er Dir bei Heller und Wemig zurückschicken.“

„Die schöne Bescherung!“ braute Cottin auf. „Auf meine Theilhaberschaft verzichte ich nun und nimmer, und sollte ich...“

„Vater, Vater!“ rief Raoul in bittendem Tone. „So mach Dir doch keine Sorgen! Wir gründen, geht es nicht anders, ein neues Geschäft.“

„Der Gesellschaftskontakt war so gut wie geschlossen,“ fuhr Cottin, vor sich hinstehend, fort; „das Original lag beim Notar; es verbrannte mitammt dem Verwahrer. Ich hatte eine beglaubigte Abschrift, nebst einem andern schriftlichen Beweis in der Tasche; sie wurden mir entwendet...“

„Entwendet?“ stutzte Moulinet. War nicht in jener Erzählung auch von Papieren die Rede gewesen? Doch nein, die Voraussetzung war gar zu thöricht. „Wo und wann denn entwendet?“ fragte er.

„Nun, zu Numea, ein paar Tage vor unserer Abfahrt. Damit hätte ich im Weigerungsfalle eine Klage anhängig machen können... Er sei ein ehrlicher Mann, sagst Du? Das werden wir morgen sehen, denn ein ehrlicher Mann hält sein Wort in Ehren.“

„Würdest Du Dich zu einem Abkommen bereit finden lassen?“ wandte Moulinet schüchtern ein.

„Ja, ich errathe,“ lachte Cottin ingrimmig. „Der Biedermann ist unser Prinzipal, wir nehmen seine Interessen wahr...“

„Jacques, das ist Dein Ernst nicht!“ rief Moulinet, von seinem Sitze aufspringend. Er wollte weiter reden,



Wahrheit und Dichtung: Goethe in Dresden.
Originalzeichnung von R. Rögler.



Wahrheit und Dichtung: Die Töchter des Tanzlehrers.
Originalzeichnung von G. Schick.

aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Desto deutlicher redete die ihm in den Bart rollende Thräne.
„Nein, es war mein Ernst nicht, François," sagte Cottin ergriffen; „vergib mir, guter, edler Freund! ... Siehst Du, das Leben gab' ich für Dich hin. Aber kannst Du es mir verargen, wenn ich, auf meinem guten Recht stehend, nach all' dem Ungemach meinem grollersfüllten Herzen Luft mache?"
„Ich danke Dir, Vater," sagte Raoul gerührt. „Du

hast ein gutes Herz, und mein väterlicher Freund ist Deiner Freundschaft würdig. Weist Du, daß ..."
„Schweig, Raoul!" unterbrach ihn Moulinet. „Dein Vater weiß, daß ich unserer Freundschaft selbst ein großes Opfer bringen würde."
„Und es war ein großes Opfer," rief Raoul mit blühenden Augen. „Wenn man als Familienvater seine Stellung opfern will, um einem Freunde zu dienen, so nenne ich das eine Opferfreudigkeit, die ..."

„Das hättest Du gewollt, François?" rief Cottin erschüttert.
„Und ich bin noch jetzt bereit dazu," murmelte Moulinet. „Wenn Godard nicht einlenkt, so ..."
„Und ich verbiete es Dir, hörst Du?" rief Cottin. „Es wäre ein Verbrechen an den Deinen, an uns begangen."
„Dann höre wenigstens auf meinen Rath!"
„Das will ich."
„Du kannst morgen den ersten Schritt wagen. Aber

Nachtwandler. Nach Skizzen von Max Scholk.



Oft wandelt in der Nallust gar
Die Nacht hindurch ein Liebespaar.



Im Badhaus, wo das Brod er macht,
Der Bäcker wandelt Nacht für Nacht.



Gleich wie am Tage, stumm wie's Grab,
Die Schildwach Nachts geht auf und ab.



Der Wächter wandelt durch's Revier
Von Abends Zehn bis Morgens Vier.



Wer beim Gelage lustig war,
Der wandelt Nachts oft sonderbar.



Es wandelt Nachts der Bösewicht
Auf Einbruch mit dem Dienerlicht.



Der Doktor, so am Ort noch neu,
Läßt Nachts sich holen gern herbei.



Wer von der Mondsucht wird geplagt,
Der wandelt Nachts, wo's Niemand wagt.



Wer Zahnschmerz halber Schlaf nicht kennt,
Der wandelt Nachts nicht mehr, der rennt.

was auch geschehen möge, laß Dich nicht vom Zorn übermannen! Du wirst nicht erwartet. Godard zählt Dich zu den auf Lebenszeit Verbannten. Dein plötzliches Wiedererscheinen bringt ihn vielleicht auf bessere Gedanken. Und wenn Du ihm gegenüber ruhig bleibst ..."
„Ha, er erwartet mich nicht!" rief Cottin mit Ungeßüm. „Um so nachdrücklicher werde ich an seine Gewissenspfote hämmern können ..."
„Still! Hörtet ihr nichts?" fragte Moulinet, das Ohr neigend.
Sie horchten. Aus den unteren Räumlichkeiten drang

ein dumpfer Lärm heraus, das Stimmengewirr der versammelten Gäste.
„Es war wohl eine Sinnesstörung," fuhr Moulinet fort. „Es hörte sich an wie ein dumpfes Puffen und Rechen. Erscholl es im Gange draußen? ... Also weiter! ... Behalte in der Zukunft den Kopf oben; rede ihm ruhig in's Gewissen! Wer weiß, was geschieht! Wenn ihm nur nicht Grosjean Deine Ankunft meldet! Ich gäbe etwas darum, daß ..."
Mit verstörtem Gesicht trat der Kellner herein. „In Nummer acht muß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein,"

berichtete der dienstbare Geist bebend. „Es waren zwei Herren darin, die einander nicht grün zu sein schienen; wenigstens redeten sie sehr heftig. Ich hatte den Schlüssel im Schloß stecken lassen, und als ich wieder hinkam, war er verschwunden und die Thür verschlossen. Jetzt ist es still drinnen."
Cottin hatte sich jäh erhoben. Eine schreckliche Ahnung war in ihm aufgestiegen. „Holen Sie geschwind den Wirth!" befahl er.
Der Kellner ging und kehrte bald mit dem Wirth zurück.

Die Gäste traten in den matt erleuchteten Gang und folgten den Beiden bis vor das Kabinett mit der Nummer acht. Erstaunt wandte sich der Kellner um. „Der Schlüssel steckt wieder im Schlosse,“ murmelte er.

„Dann nur aufgemacht!“ befahl der Wirth. Die Thür sprang auf. Dem Kellner und Wirth nach traten die Gäste in den kleinen Raum, den die herabgedrehte Gasflamme schwach erhellte.

Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihnen dar.

VIII.

Hasig hatte Joseph Tesson im Gedränge den Arm des Salonnomaden genommen, und wie ein Schiffsbug mit der breiten Brust die Menge theilend, bugsierte er den Gang in's Freie. „Es freut mich ganz außerordentlich,“ lachte er, als sie auf dem breiten Trottoir gemüthlich Arm in Arm dahinschritten, „daß Sie der erste Bekannte waren, dem ich in der alten Heimat begegnete. Aber nun sagen Sie mir: kamen Sie wirklich um meinwillen?“

„Wie können Sie daran zweifeln, Papa?“ versetzte Ahasver Grosjean mit Humor. „Ich meinte es immer gut mit Ihnen. Sie haben es freilich damals nicht glauben wollen.“

„Jetzt sehe ich ein, daß ich mich irrte. Ich hielt Sie einfach für einen jener reichen Nichtsthuer, die sich die Zeit damit vertreiben, daß sie Jagd auf armer Leute hübsche Töchter machen. Aber Sie meinten es ehrlich mit uns...“

„Ah, Sie ahnen können, daß Sie...“ Kurz, ich bereue es, Sie nicht als meinen Eidam aufgenommen zu haben.“

„Ah...“ entfuhr es dem Salonnomaden, der nicht recht gehört zu haben schien. „Ach so, jetzt hab' ich's,“ fuhr er lachend fort. „Mit Vergnügen wäre ich es geworden, Papa; Louise war ein so herrliches Mädchen...“

„Hund,“ rief Joseph Tesson, indem er quer über die Straße blickte, „Hund möchte ich mich schelten ob meiner Verblendung. Welch' einträgliche Stelle verschafften Sie nicht meinem Werkstoffkammeraden Paul!“

„Ah, Sie wissen es? Nun, so geht es ja in der Welt. Eine Hand wäscht die andere.“

„Ei, hier haben wir einen Traiteur,“ sagte Joseph Tesson, indem er auf die mit behänderten Billardqueues und kleinen Bacchusfiguren bemalte rothe Erdbeschloßfassade deutete. „Wenn es Ihnen genehm ist, bieten Sie uns hier ein Abendessen. Ich fühle das Bedürfnis, zu speisen.“

Er blieb stehen. „Ach was, Papa,“ meinte Grosjean. „Gehen wir zu Magny an der Rue Contrescarpe! Da speist man doch anständig.“

„Zu weit, und mich hungert,“ war die kurze Antwort. „Kommen Sie!“ Und halb mit Gewalt zog er den sich Sträubenden über die Schwelle.

„En cabinet particulier, messieurs?“ fragte der Wirth. „Nun freilich,“ erwiderte Tesson. Und den Salonnomaden vor sich auf die Treppe bringend, folgte er mit ihm dem voranschreitenden Kellner in den Korridor hinauf, an den sich rechts und links die cabinets particuliers genannt, nummerierten kleinen Eßzimmer reiheten.

„Die Karte, mein Freund!“ ersuchte Tesson den Kellner, als sie sich in dem kleinen, mit einem runden Tische und etlichen Hochtühlen versehenen Zimmer gesetzt hatten. „Mein Bewirthter hier ist de la haute und nicht gewohnt, beim Weinwirth zu speisen. Er soll sehen...“ Danke, Kellner!... Bringen Sie einstweilen eine Julienne! Hurtig, nicht wahr? Ich vergehe fast vor Hunger.“

Der Kellner nickte zustimmend, und Tesson sagte, dem Salonnomaden die Karte reichend: „Da, lesen und wählen Sie, wie es Ihnen beliebt. Hier speisen Sie höchst wahrscheinlich zum ersten und letzten Male.“

Grosjean nahm und las. „Ei, ei! — Fisel in einer Maderajauce. Der Tausend, gebadene Kapauern! Ihr stellt ja, wenigstens auf der Speisekarte, fast den großen Magny in Schatten, Kellner!“

Er bestellte verschiedene Gerichte, und nicht lange, so saßen Beide einander gegenüber an dem gedeckten Tische und thaten ihrer Eßlust Genüge.

„Wissen Sie, worüber ich staune?“ fragte Tesson seinen Wirth nach der ersten Attacke.

„Nun, darüber, daß ich so tapfer miteffe. Die Speisen sind ja ganz vortrefflich. Der Pomard ist echter Einundsiebzigziger.“

„Nein, mein Staunen gilt unserem gemüthlichen Zusammensein hier. Von einem solchen Empfange hätte ich mir, bei Gott, nichts träumen lassen! Wir wußten, daß unsere politischen Glaubensgenossen dahier uns einen gastfreundlichen Empfang bereiteten. Als ich Sie mich so freundlich begrüßen hörte, hätte ich Sie vor Freuden... in meinen Armen erdrücken mögen.“

„Oho!“ lachte Grosjean. „Damit wäre mir doch am Ende kaum gedient gewesen.“

„Und mir ebenfalls nicht, ich schwöre es Ihnen!“ betheuerte Joseph Tesson, indem er an seine Brust schlug. „Nun, die Gefahr ist überstanden,“ lachte er. „Aber wie gesund und lebenskräftig sehen Sie aus! Ich sehe wohl, Sie haben in den Jahren, in denen wir drüben bei schmalen Kost zu Skeletten ausdorrten, sich keine grauen Haare wachsen lassen.“

„Oho, nur keine Anspielung, bitte! Die grauen Haare sind nicht ausgeblieben. Aber man ist doch noch immer lebenslustig und zu tollen Streichen aufgelegt.“

„Tant mieux! Wie verschieden sind doch die Schicksale der Menschen! Es liegt Ihnen wohl viel am Leben?“

„Nun, vorherhand wenigstens möchte ich noch nicht... vom Leben scheiden. Was ich nicht begreife, ist, daß es Einfaltspinsel gibt, die sich selbst das Leben nehmen.“

„Und Tiger in Menschengestalt,“ ergänzte Tesson, „die Anderen das Leben nehmen.“

„Apropos,“ bemerkte Grosjean; „wie erging es denn Ihrem Begleiter drüben?“

„Es ist ja wahr, Sie kennen ihn... Na, es erging ihm wie uns Anderen. Frugale Mahlzeiten, Hitze und Mosquitos, Durst und Langerweile sind traurige Erheiterungen.“

„Wie ich hörte, sollte er mit Dokumenten zurückkehren, die ihm den Besitz eines großen Vermögens sichern.“

„Ah bah! Sie machen mich neugierig, fahren Sie fort!“

„Hat er nichts davon gegen Sie erwähnt?“

„Ich kümmere mich nicht gern um anderer Leute Angelegenheiten,“ entgegnete Joseph Tesson kurz. „Wünschen wir ihm gutes Glück zu seinem Unternehmen; er verdient es.“

„Das ist meine Ansicht, Vater Tesson.“

„Stoßen wir darauf an!“

„Mit Vergnügen!“

Beide erhoben ihr Glas und stießen an.

„Und auf den Untergang der Verräther und Schurken!“ rief Tesson.

„Amen!“ lachte Grosjean, indem er sein Glas zu den Lippen führte. „Hamos!“ schnalzte er nach dem Trinken.

„Wirklich ein ganz ausgezeichnetes Weinchen!“

„Einundsiebzigziger, sagten Sie, glaub' ich?“

„Ja; das Jahr war ein gutes Weinjahr.“

„Es war auch ein Blutjahr. Wein und Blut... man könnte es das rothe Jahr nennen.“

„Hoffentlich erleben wir kein solches Jahr mehr!“

„Die elenden Bonapartisten müßten denn wieder an's Ruden kommen...“

Der Salonnomade schien stuhig zu werden. Einen Augenblick starrte er wie in Gedanken das Tisch Tuch an. Dann sagte er: „In Frankreich ist Alles möglich.“

„So?... Und ich sage, ich,“ rief Joseph Tesson heftig, „die Banditen von Korsika sind gründlich abgethan. Es gibt noch Bonapartisten in Frankreich, ja. Aber wenn einmal überall in allen Landesecken das Volk wissen wird, daß ein ehrlicher Mann kein Bonapartist sein kann, muß von der Sippe nur der Abschaum übrig bleiben!“

Grosjean entgegnete nichts und sehte ingrimmig mit Messer und Gabel einem gebakenen Hühnchen zu. Eine längere Pause entstand, in der Tesson fleißig dem Einundsiebzigziger zusprach. Dann langte man beim Nachtisch an.

Der Salonnomade war ganz entückt von der Bewirthung. „Eine Flasche Cliquot!“ befahl er.

„A la bonne heure!“ lachte Tesson, als er das erste Glas hinuntergestürzt hatte. „Der steigt in die Nase. Sie müssen oft welchen getrunken haben, Papa Grosjean, denn Ihre...“

„Keine Freiheiten, Vater Tesson,“ bemerkte der Salonnomade stolz; „dergleichen verbitte ich mir!“

„Es ist wahr,“ lachte der Andere; „die Gänse haben wir nicht zusammen gehütet.“

Der Kellner trug den Kaffee auf, und fortan blieben die Gäste ungestört.

„Da, rauchen Sie einmal ein gutes Blatt, Papa,“ sagte Grosjean vornehm, indem er seinem Gaste die offene Cigarrentasche bot. „Sie sind noch ganz der alte, gemüthliche Papa Tesson, mit dem ich einst von Zeit zu Zeit bei Traubenblut in der Rue du Faubourg Saint-Honoré eine Flasche Alten vertilgte. Nur sollten Sie Ihre Zunge etwas besser im Zaum halten. Die scheint in Neukaledonien ganz erhebliche Fortschritte in der politischen Drehschere gemacht zu haben... Wir sind inzwischen vorwärts gekommen, müssen Sie bedenken. Die Kommune ist für immer abgethan.“

„Ah, Ihre Revanche!“ lachte Joseph Tesson. „Nein, die Kommune besteht nicht mehr, dem Himmel sei Dank!“

fuhr er rauchend fort. „Mancher, der seinen Schnitt bei ihr gemacht hat, wünscht sie aber doch zurück. Erinnern Sie sich des sechszwanzigsten Mai, Herr Grosjean?“

Joseph Tesson lachte nicht mehr.

„Wie sollte ich nicht?“ versetzte der Salonnomade. „Ich war ja damals in Paris. Und wie sollte ich mich nicht jedes Tages der schrecklichen Maitwoche erinnern?“

„Sie spielten damals eine interessante Rolle. Was hat Ihnen die Komödie eingetragen?“

Ahasver Grosjean ward im Gesicht kreideweiß, selbst seine Nase verfärbte sich. „Rolle, Komödie?“ entgegnete er sich erhebend. „Wenn ich weiß, was Sie sagen wollen, so soll mich...“ Der Einundsiebzigziger scheint es Ihnen angethan zu haben, Papa. Wir wollen nach Hause gehen und das Räuschen ausschlagen, nicht?“

„Ah, Sie wissen nicht, was ich sagen will?“ höhnlächelte Tesson. „Bitte, sehen Sie sich, noch auf ein Weilchen. Ich will versuchen deutlicher zu reden.“

„Nein, ohne Scherz, ich gehe,“ erwiderte Grosjean, die Uhr ziehend. „Es ist bald halb Elf, und ich habe noch verschiedene Besuche abzustatten.“

„So warten Sie wenigstens, bis ich den Kellner mit der Rechnung herbestellt habe.“

Mit dem Hut in der Hand sehte sich Grosjean wieder. Tesson trat auf die Thür zu, öffnete sie, zog den Schlüssel ab, verschloß die Thür von innen und kehrte mit dem Schlüssel in der Tasche an seinen Platz zurück. „So,“ grinste er; „nun müssen Sie mir wohl das Vergnügen schenken.“

Der Salonnomade versuchte zu lächeln... es gelang ihm nicht zu reden... sein Mund blieb stumm.

„Der Waffenschloß des Pompiers stand Ihnen allerliebst, ich gestehe es,“ fuhr Joseph Tesson mit schneidigem Helme fort, „und der blanke Helm nicht minder. Nur schade, daß der Schirm nicht ganz Ihre verrätherische Nase verdeckte. An der erkannte ich Sie. Wie viel Petroleum hatten Sie in dem brennenden Hause daraufgehen lassen?“

„Nun genug der Kindereien, Papa,“ stieß endlich der Weltrentner hervor. „Hätte ich gewußt, daß Sie mit mir Komödie spielen wollten, so wäre ich wahrhaftig nicht mit Ihnen gegangen.“

„Sie sind einfach gottvoll, bester Herr Grosjean,“ fuhr Joseph Tesson ruhig fort. „Nicht nur stecken Sie als gebungener Mordbrenner das Haus in Brand, Sie verriethen auch mich, den Flüchtigen, an die Verfallener. Sie erinnern sich doch des Winkes, den Sie ihnen ertheilten?“

Der Weltrentner fuhr in die Höhe. „Den Schlüssel her,“ drohte er, „oder...“

Joseph Tesson hatte sich erhoben. Seine Augen schossen Blitze. Das breite, massige Gesicht flammte im Ausdruck der niedergehaltenen innern Erregtheit. „Sich bleiben,“ drohte er dem Drogenben gegenüber, „oder...“

„Na, Du wähestest, Laurent Grosjean, Deine Schliche und Kniffe seien unentdeckt geblieben,“ fuhr er fort, „Du könntest ungestraft mit dem Schmutzgelde den Baron spielen? Ist Dich eines Andern beehren! Erinnerst Du Dich, wie Du auf Deinen Verrätherwink hinaufschaffst nach unseren Fenstern, wie sie...? Ich war ein Feigling... Ich hätte hinuntereilen und den verkappten Mordbrenner an die Verfallener ausliefern sollen... Mein Weib, mein armer Weib!... Weißt Du, Laurent Grosjean, daß von den Kugeln der Soldaten, denen Du den Vater verriethst, um ungestört der Tochter nachstellen zu können, eine mein Weib niederstreckte?“

Mit verschränkten Armen stand Joseph Tesson und richtete auf den regungslos Dastehenden einen durchbohrenden Blick.

„Du aber,“ fuhr er fort, „Du freustest Dich, wie sich wilde Bestien zu freuen pflegen, denen unverhofft eine ledere Beute in die Klauen geräth.“

Neu mal richtete sich der Salonnomade zu dem Versuch auf, den Entrüsteten zu spielen. „Der Pomard hat Ihnen den Kopf verrückt,“ sehte er scheinbar ruhig hinzu; „wie könnten Sie sonst derartige Albernheiten austräumen?... Nun schließen Sie auf, oder ich schlage Lärm.“

„So thu' es doch, Laurent Grosjean! Ich hindere Dich gewiß nicht daran. Um so eher werden Deine Schandbubenstreichs bekannt.“

(Fortsetzung folgt.)

Interessante Bücher.

(Bilder S. 212.)

Es naht jetzt die Zeit, in welcher man nachsinnt, was an Geschenken unteren Lieben wohl am meisten Freude machen würde; es soll etwas sein, das dem Auge gefällt, feststehenden Charakter hat, glänzt und doch dabei des innern Werthes nicht entbehrt und womöglich dauernde Bedeutung behält. Da ist es denn eine bezeichnende Eigenthümlichkeit des deutschen Familienlebens, daß mit Vorliebe irgend ein schönes Buch gewählt wird, das die Hausbibliothek um einen Schatz vermehrt und durch sein Aussehen darauf hinweist, daß es ein Festgeschenk gewesen zum Aus- und Frommen Aller. Als ein solches Geschenk dürfen wir mit gutem Gewissen die illustrierte Prachtausgabe von Goethe's Werken (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) empfehlen, welche in fünf Bänden noch vor Weihnachten vollendet vorliegen wird. Der Altmeister der ruhigen, edlen, einfach schönen Kunst, voll Tiefe, klaren, sonnigen Geistes und Vollendung der Form ist gerade jetzt in der unruhigen, hastigen, nervös aufgeregten Zeit wie kein anderer Dichter eine Erquickung. Goethe's Werke in der vortrefflichen Auswahl, die der Herausgeber, der berühmte Goetheforscher Dillner, für diese Prachtausgabe getroffen, eignen sich aber auch ganz außerordentlich zur Illustration. Der Gestaltenreichtum, die Fülle interessanter Szenen, die glücklichen Griffe in das deutsche Leben und der die Welt zugleich umfassende Gesichtspunkt des Dichters, all' das gibt dem Leser taufendfältige Anregung und fordert ihn geradezu heraus, sein Kunst der Verbildlichung zu versuchen. Es haben aber auch die Illustratoren dieser Prachtausgabe, lauter hervorragende Namen, wie Alex. Wagner, Otto Seiz, Simm, Blochhoff, H. Kaulbach, Rümpler, Gehrt und Andere mehr, Ausgezeichnetes geleistet. Jedem nicht nur das Auge erfreuen diese Illustrationen, sie bilden zugleich Erläuterungen und Erklärungen zu den Dichtungen, wie Kommentare, und wären sie auch noch so gut, das unmöglich leisten können; sie bringen Verborgenes an das Licht und führen tief ein in die Gedankenwelt des Dichters. Als Probe der Illustrationsart dieser Prachtausgabe haben wir hier zwei Bilder aus „Wahrheit und Dichtung“ gewählt. Das eine stellt Goethe dar, wie er den poetischen Schuhmacher in Dresden besucht, von dem er wohl die Anregung zu seinem Hans Sachs-Gedicht und anderen legendenartigen Schöpfungen bekam — das andere die leidenschaftliche, originelle und doch heimliche Situation, als die beiden in Goethe verlebten Dichter des Tanzmeisters in Streit um den Liebhaber gerieten, und die eine Tochter plötzlich heftig Goethe küßte und alle übrigen weiblichen Personen verwirrte, die je dessen Lippen berührten. Neben Bildern dieser Art ist das Werk fast verschwenderisch ausgestattet mit kleinen Illustrationen, Arabesken, Figurenbildern, Allegorien, die sämtlich in innigen Beziehungen zum Texte, zu Goethe's Zeit, zu seinem Leben stehen und auf phantasievolle Weise aus mit interessanten Einzelheiten bekannt machen, indem sie die Welt des Dichters der deutschen Dichtung vervollständigen. Die graphische Ausstattung dieses Prachtwertes ist musterhaft und schließt sich würdig, sozusagen als Pendant, der berühmten gewo-

denen Schillerprachtausgabe und jener des illustrierten Shakespeare's an, die im gleichen Verlage erschienen. — Als ein ganz prächtiges Geschenk für die Jugend möchten wir das echte Familienbuch: „Märchen, der Jugend Lieblings-Märchenbuch“, herausgegeben von Franz Otto (Leipzig, Spamer), empfehlen. Das vortrefflich ausgestattete Werk, welches jetzt schon in der fünften Auflage erschienen, enthält eine große Zahl von Märchen, Sagen, Schwänken aus allen Ländern und von allen Nationalitäten, die Schönes, Angenehmes und Originelles auf diesem Gebiete geschaffen. Die Auswahl ist mit Geschmack getroffen, und ein feines Verständnis für das, was Gemüth und Phantasie der Jugend ergreift und befruchtet, hat der Herausgeber bei diesem Märchenbuch bewahrt. Was nun die Sprache betrifft, so hält diese sehr geschickt die Mitte zwischen Poesie und scharfer Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks. Illustriert ist dieser Märchenbuch sehr reich: hundertundfünfzig Textabbildungen nach Zeichnungen von Bechstein, Krehlmeier, Mörlins, G. Wagner und Anderen erhöhen den Werth dieses Buches, das wir seiner Reichhaltigkeit und der obengenannten Vorzüge wegen für eine Musterleistung auf diesem Gebiete der Jugendliteratur bezeichnen müssen. Die Ausstattung in Einband, Druck, Papier ist elegant und festlich, der Preis sehr billig. — Auch der berühmte Verlag der bunten Bilderbücher von J. F. Schreiber in Göttingen hat seinen großen Schatz von hübschen Ergebnissen der Kunst wieder um einige Neuigkeiten vermehrt. Da ist ein schönes Buch für Knaben und Mädchen, etwa bis zum Alter von vierzehn Jahren, mit dem Titel: „Die Helden der deutschen Vorzeit“ von Louise Pichler, hübsch erzählt und effectvoll mit farbigen Bildern ausgestattet. Dann finden wir auch hierunter ein neues Bändchen von der allbekannten und beliebten Isabelle Braun. „Regenbogen“ heißt es, gemüthvoll im Ton, edel gehalten in der Tendenz. Für die Kleinen sind neue Werke von Schreiber's: „Thiergeschichten“ in Bildern und Reimen von R. Thienemann, herrliche Bilder von Haus- und Feldthieren, wie sie die Freunde und Lieblinge unserer Kinder sind, und das umfangreiche „Goldene Schatzkästlein“, ein Allerlei von Bildern mit gutem Text, A. G. Bilder, Einmaleins und Räthselfragen und Geschichtenillustrationen, lehrreich und sehr geschickt gewählt. Der Verlag hat seiner reichen Sammlung von Bilderbüchern für jede Altersstufe durch diese Novitäten wieder sehr hübsche und sicherlich willkommene Beiträge angebracht.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Wiße.

Der Legationsrath Professor Heinrich Karl Brugsch Pascha, der demnächst die deutsche Gesandtschaft nach Persien an den Hof des Schahs zu Teheran führen wird, tritt bekanntlich diese Reise nicht zum ersten Male an, sondern begleitet schon im Anfang des Jahres 1860 als Gesandtschaftssekretär die unter die Führung des Freiherrn von Minutoli gekelte preussische Gesandtschaft nach Persien. An seinen damaligen Aufenthalt in Teheran, der bis Ende 1861 währte, denkt Professor Brugsch noch heute mit großer Vorliebe zurück und erzählt häufig aus seinem dortigen Leben folgendes Erlebnis, das einen interessanten Einblick in den Charakter Nassir-ed-Din's gestattet. Brugsch war damals noch wenig der persischen Sprache mächtig und benutzte jeden freien Augenblick in Teheran dazu, sich das fremde Idiom anzueignen. So hatte er endlich nach langem Studiren und Wähen glücklich ein schwungvolles persisches Gedicht auswendig gelernt und trug dasselbe bei Gelegenheit einer jener häufigen und zwanglosen Audienzen beim Schah diesem und dem ganzen Hofe vor. Nassir-ed-Din hörte gespannt dem Vortrage zu, war ganz entzückt über die große Aufmerksamkeit, dankte gerührt und sagte, da Brugsch ihm eine so große Freude bereitet habe, so wolle er ihm ebenfalls eine solche bereiten. Er solle in zehn Tagen wieder zur Audienz kommen, dann werde er ihm zur Belohnung ein fürstliches Geschenk in Form von — tausend Dukaten machen. Wer war froher als Brugsch! Tausend Dukaten waren dem damaligen Gesandtschaftssekretär, der nicht gerade über große Geldmittel zu verfügen hatte, ein unverhoffter, unerwarteter, goldener Segen; sich einige besondere Extravaganzen erlauben, er ging aber, nachdem er große Pläne geschmiedet, in welcher Weise er am besten den kolossalen Reichtum verwerten könne, froh erregt zur bestimmten Stunde zur Audienz. Sofort empfangen, erkundigte sich alsogleich der Schah nach seinen Wünschen. Brugsch erwiderte, er sei befohlen worden, um ein Gnadengeschenk entgegenzunehmen. Ernst und würdig, ohne nur eine Miene zu verziehen, antwortete ihm Nassir-ed-Din: „Du hast mir, lieber Brugsch, durch Deinen Vortrag eine große Freude bereitet, und ich verleihe Dir, Dir eine eben solche wieder zu Theil werden zu lassen. Das habe ich gethan, ich habe Dich königlich erfreut. Nur zehn Minuten währte mein freudiger Genuß während Deiner Rede, ich aber habe Dir eine zehntägige Freude damit bereitet, daß Du in der Hoffnung schwelgen konntest, Du würdest heute Besitzer von tausend Dukaten sein.“ Ob die nachhaltige Enttäuschung die zehntägige sogenannte Freude nicht mehr als aufgewogen hat, daran scheint Nassir-ed-Din in seiner „Großmuth“ wohl nicht gedacht zu haben.

Friedrich II. suchte nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch Gelehrte durch unerwartete Fragen in Verlegenheit zu bringen. So legte er einst der Akademie die Frage vor: „Warum gibt ein mit Champagner gefülltes Glas einen reineren Klang, als ein mit Burgunder gefülltes?“ Sogleich antwortete im Namen der übrigen Mitglieder: „Die Mitglieder der Akademie sind bei ihren geringen Befolgungen außer Stande, so kostbare Versuche anzustellen.“

Schach.

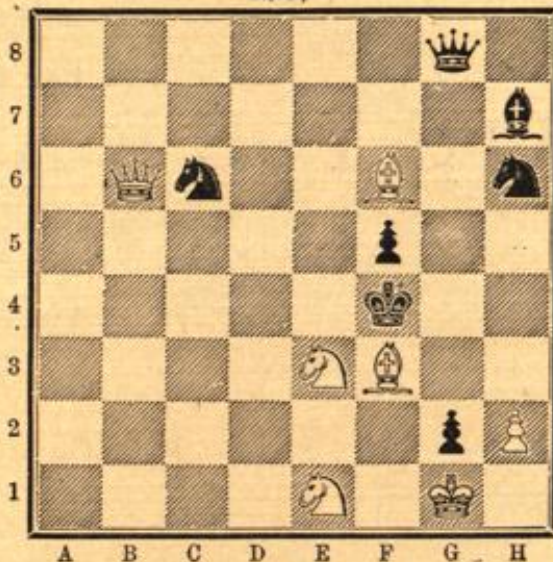
(Mithget von Jean Dufresne.)

Dem trefflichen Werke Johann Berger's: „Das Schachproblem“, das kürzlich im Verlage von Bell & Co. in Leipzig erschienen ist, entnehmen wir die folgende Aufgabe.

Aufgabe Nr. 5.

Von Johann Berger.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 3 in Nr. 10:

- | | |
|-------------------------------|------------------|
| 1) D. D 1 — C 1 | 1) C 5 — C 4. |
| 2) D. C 1 — C 3 | 2) Weiblich. |
| 3) L. D. Matt. | |
| A. | |
| 1) D. C 1 nimmt C 5 | 1) R. E 5 — F 6. |
| 2) D. 2. Matt. | 2) Weiblich. |
| B. | |
| 1) R. E 8 nimmt E 7 | 1) R. D 8 — E 7. |
| 2) D. C 1 nimmt G 5 Matt. | 2) Weiblich. |

Anderer Varianten leicht.

Auflösung des Räthelsprungs Seite 191:

Werdet nur nicht ungeduldig.
Wenn von allen Leidensklagen
Rande noch vernommen können
In den neuen Gefängen.

Wartet nur, es wird verfallen,
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liebesbegriff
Spricht aus dem geheilten Herzen.
D. Peine.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. G. Samuel in Berlin. In Ihrer Nähe die Thomaarsenfabrik von Ernst Marx Söhne in Charlottenburg.
Hrn. Architekt Piterst in Leiden. Solche Requiramente für Hüttenbetrieb und Bergbau bei A. Ringke & Co. in Freiberg (Sachsen).
Hr. Elise R. in Dessau. Der Ausdruck „Händen tragen“ ist natürlich nur bildlich zu verstehen; er ist mindestens weniger egoistisch als „vor Liebe freisen“. Wir sind neugierig, welchem Volksort Sie den Vorzug geben.
Hrn. J. Grob in Posen. Eine französische Romanzeitung in Deutschland: „Le roman des familles“, erscheint bei Engelmann, Berlin, Zimmerstraße.
Frau Rudolphe Volt in Wien. Regensburger Bleistifte, Faber — auch sonst noch andere gute Firmen.
E. J. in Jöndöping. Die deutschen Kaiserhöfzer (Augsburg) zum Beispiel. Da wird kein Unterschied mehr sein.
Lebensüberdrüssige in U. Wir würden Ihnen rathen, zu allererst eine Verdröhnung mit Ihrer Mutter zu erstreben und dann nach einer neuen Stellung sich umzusehen; es gibt ja auch noch andere Orte auf der Welt als die „Reh“. Sie werden sicher eine „menschenwürdige“ Stellung finden. Wenden Sie sich an den Geistlichen. Vor unbekannten „Agenten“ warnen wir Sie. Vielleicht hilft eine Annonce in einer viel gelesebenen Zeitschrift, und dann Vorsicht bei der Annahme.
Besorgter Vater in Halle. Da die Zahl jener Lehremeister, welche darauf halten, daß der Lehrling das ganze Fach von Grund aus kennen lernt, immer kleiner wird, so möchten wir Ihnen die Lehrentwerfer für Klein- und Stahlschloßindustrie zu Remscheid empfehlen. Seit etwa zehn Jahren sind Fachschulen für Uhrmacher, Blecharbeiter, Schmiede etc. in verschiedenen kleinen Städten Deutschlands gegründet worden, die glänzend sich entwickeln. Die genannten Fachschulen in Remscheid gehören zu dieser Gattung, praktisch und theoretisch gleich geübt.
R. in Linz. Dießmal leider nicht verwendbar. Lassen Sie sich jedoch dadurch von weiteren Versuchen nicht abhalten.
Sch. in Reusettin. Kein Pseudonym. Vielleicht. Das hängt von Umständen ab. Wir wollen das Unfrige dazu thun.
Hr. Emmy von G. in Barmen. Herrlich und in Freuden leben! Ist aus Lukas 16, 19. Der Ausdruck: „Wetter ohne Klinge“, aus welchem der Stiel fehlt, stammt vom Satiriker Völkner her, aus dem Göttingen'schen Taschenkalender von 1778, ist demnach schon recht hübsch alt.
A. J. B. In diesem Fall müßte eine Klägerin vorhanden sein; Zeugen und ärztliches Attest. Strafmäß hängt von der richterlichen Anschauung ab.

Abonnentin in Diegnitz. Wirklich gegen Motten haben sich Tabak und Cigarrenreste erwiesen. Lebende Pflanzen, welche diese Eigenschaft hätten, kennen wir nicht. Aus Polstermöbeln ohne Umpolierung wohl kaum durch sehr hartes Klopfen.

Frau W. in Freiberg. 1) Nein. 2) Erhalten Sie billiger und besser, als Sie sich den Tod darstellen können, beim Droguisten. 3) Einreichungen dem Eigelb, dann auskochen und Wafeln mit verdünntem Kirchengelb. Das Beste ist hier, einen Arzt fragen, da Pilzbildungen die Ursache sein können.

Frau Ballesta Brigg in Brunn. Das ist allerdings Geschmackssache. Bis jetzt wird das Cigarrettenrauchen bei Frauen von der Mehrzahl der deutschen Männer nicht goutirt — besonders bei ihren Ehefrauen.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätheln etc. sind uns zugegangen von Hr. Marianne Muntel, Halle; Elise Warne, Hamburg; Bertha Hofsefreund, Berlin; Anna Geipel, Dresden; Ottilie Günther, Rassel; Mathilde Herrig, Adln; Frida Klumpp, Ulm; Elise Dörfl, Mergelstetten; Pauline Sanger, Heidelberg; Emma Schumacher, Karlsruhe; Marie Bytinsky, Mostau; Henriette D. Posen; E. Laibich, Ravensburg; Mirzi Jannschlowek, Komotau; Marie Kautsch, Wedelsdorf; Frau A. Leven, Herdingen; O. Blag, Berlin; J. Kronberg, Wien; Hrn. R. Rife, Pest; A. Müller, Antwerpen; R. Heller, Innsbruck; H. Peete, Wedelsdorf; W. Warnus, Prag; E. Lampert, Ulm; W. Grün, Perleberg; Rempa, Freythen; E. Däkelmann, Straßburg; H. Renzer, Bremen; J. Schärer, Stettin; G. Dreißhneider, Berlin; J. Thousand, Edinburg; W. Mandel, Halle; C. Krehl, Bern; E. Wendelstein, London; M. Brameis, Berlin; J. Brüll, Ruxhaven; H. Rumbig, Kopenhagen; G. Wriß, Brüssel; A. Hyronimi, Ravensburg.

Hrn. J. Krauß in Morchen. In Ihrer Vaterstadt bei Xaver Thumhart jedenfalls.

J. A. S. V. Gefühlvoll und der Anfang hübsch, der Schluß leider dem Anfang nicht recht entsprechend.

H. H. in A. Was verstehen Sie unter Emailbilder; Email auf Metall oder etwas Anderes? Erstere ist ein glasähnlicher Fluß, der eingeschmolzen wird.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hr. M. A. S. in R. Montreux am Genfer See oder Pegli am mittelländischen Meere sind recht geeignete Winterkationen für Nervenleidende. Tüchtige Frauenärzte finden Sie als Professoren an fast allen deutschen Universitätsplätzen.

Abonnent in Saarbrücken. Gegen die geschilderte Muskelschwäche des Fußes kann außer dem konstanten galvanischen Strom noch eine rationelle und mit sogenannter passiver Gymnastik verbundene Massage von Vortheil sein. In wie weit solches in vorliegendem Falle am Platz, entzieht sich der Möglichkeit unserer Beurtheilung.

H. A. in Sch. Angefragte Bezugsquelle ist uns unbekannt und die Aufnahme Ihrer Anfrage an dieser Stelle unseres Blattes nicht thunlich.

Hrn. Joseph V. in H. Es scheint allerdings das geschilderte Haarleiden die Folge einer Hautkrankheit und zwar von Pilzbildung zu sein. Mehr läßt sich auf dem Wege der Korrespondenz nicht sagen.

H. W. in Rostau. Von dem angefragten „ärztlichen Institute“ in V. ist entschieden abzurathen.

Adolf L. in Lemberg und G. L. in Brüssel. Ohne persönliche ärztliche Untersuchung ist in diesen Angelegenheiten kein Rath zu ertheilen möglich.

Dr. St.

Anfragen. *)

- 16) Wo wird gezepte Seide zu Decken verarbeitet?
Abonnentin in G.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wie mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlicht, wie wir auch sehr zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Doula in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochkapler, Roman von Hans Wachenhusen. Fortsetzung. — Auch ein Vogel, von W. Weiss. — Eine Labor im südlichen Nahren, von Sch. — Lustbarte auf dem Canal grande in Venedig, von G. Hojanz. — Albumblatt: Winters Einzug, von Franz Porci. — Die Romane, Kriminalfall aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, mitgetheilt von J. Maurici. — Aus dem Reiche der Erfindungen, von Arthur Gerson. I. — Altimatation, eine Skizze von Dr. Edward Reich. — Durchschnittpunkt der Niagarafälle. — Auge am Auge, Erzählung von Friedrich Carl Petersen. Fortsetzung. — Interessante Bilder. — Humoristische Blätter. — Schach. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Eine Labor (klassische Vortragsammlung) im südlichen Nahren, Originalzeichnung von W. Gröbler. — Zwei Kavalen, Gemälde von M. G. R. Johnson. — Eine Lustbarte auf dem Canal grande in Venedig, Originalzeichnung von G. Hojanz. — Wahrheit und Dichtung: Goethe in Dresden, Originalzeichnung von R. Adler. — Die Schüler des Landwehres, Originalzeichnung von G. Klimig. — Aus der illustrierten Pracht-Ausgabe von „Goethe's Werken“. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart. — Nachtwandler, neun humoristische Bilder nach Skizzen von Max Scholz.

Ein neuer Roman von Georg Ebers!

In den nächsten Tagen erscheint in unserem Verlage und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Serapis.

Historischer Roman

von

Georg Ebers.

Preis elegant geheftet 6 Mark; fein gebunden 7 Mark.

Nach zwei Jahren haben wir wieder die Freude, dem Lesenden Publikum in allen Ländern der gebildeten Welt einen neuen Roman von Georg Ebers für bevorstehende Weihnachtsdarbietungen zu können.

Dießmal führt uns der edle und liebenswürdige Erzähler wieder in das Land seiner Forschungen, das alte Aegypten. In glänzender Darstellung macht er uns zu Zeugen des letzten Ringens der heidnischen Welt gegen das Christenthum, und mit wunderbarer Vertiefung in das Leben der Seele zeigt er, wie mit dem Serapis in Alexandria eine alte Welt zusammenstürzt und aus ihren schönen Trümmern eine neue erwächst. Dieses neueste Werk von Georg Ebers dürfte die ergreifendste und vielleicht auch die glänzendste seiner Schöpfungen sein.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die fünfte Auflage und in Verbindung damit eine neue Subskription auf Shakespeare's sämtliche Werke. Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.

Illustrierte Pracht-Ausgabe.

In 60 elegant broschirten Lieferungen von je 4-5 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung.
Alle vierzehn Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subskription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.
Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

25 **Große Preisverabreichung!**
Bände gute Romane
u. v. von Grabowitz, Ring,
Pöcher, Raabe, Büchtemann,
Schmidt-Belkowsky u. in neuen, elegant
besetzten Exemplaren liefert zusammen
für nur 6 Mark!
Jed. 50 Bde. f. 11 Mk., 100 Bde. f. 20 Mk.,
300 Bde. 57 Mk., 500 versch. Bde. 95 Mk.
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.
Verfandt geg. Einzahlung oder Nachnahme.
Besondere Verhältnisse, besonders
im Preise betrüblicher Bücher gratis.

Das Kartenspiel, dargestellt in den
beliebtesten, zur gefälligen Unterhaltung
dienenden Spielen mit der deutschen,
französischen und der Araber-Sprache. Von Carl
Opel. Glog. brosch. 1,20 Mk. — Der Verfasser,
unserer Zeit ein Meister auf seinem Gebiet, weicht
keine Jünger in das Geheimnis aller zur ge-
fälligen Unterhaltung dienenden Spiele, wie
Stat, Whist, Bohon, Bombard u. c. ein.
Verlag von **Ed. Freyhoff** in Orlanburg.

Berlin-Diplom: Zürich 1883.
Goldene Medaille: Nizza 1884.
Spielwerke
4-200 Stücke spielend; mit oder ohne
Gegenspieler, Mandoline, Trommel, Klavier,
Himmelsstimmen, Cigarren, Karten-
spiel u. c. 565

Spieldosen
2-16 Stücke spielend; ferner Nachahmer,
Cigarren, Mandoline, Schmelzschmelzen,
Photographien, Schreibzeug, Hand-
schreiben, Briefschreiber, Blumenpfeifen,
Cigarren-Gläser, Tabakdosen, Arbeits-
tische, Plakate, Bilderlächer, Stühle u.
c. Alles mit Kunst, Stolz das Beste und
Bewährteste, besonders geeignet zu
Geschenkszwecken, empfiehlt
J. D. Heller, Bern (Schweiz).
Nur direkter Bezug garantiert
Recht; Illustrierte Verzeichnisse sende ich
100 der schönsten Werke im Werte
20,000 Frs. kommen unter den Käufern
von Spielwerken vom November a. c. bis
30. April 1885 als Prämie zur Verteilung.

Goldelschen.
Nach
Berliner's Erzählung
„Goldelschen“
für Mädchen von 12-15 Jahren
bearbeitet von
Auguste Bacher.
Verlag von
Carl Beyer,
Leipzig.
Das Buch ist in allen
Buchhandlungen
zu haben.

Nebelbilderapparate
SCIOPTICON
Wunderkamera, Laterna magica eigener
Fabrik. Auswahl von 5000 verschiedenen
Bildern, Beleuchtungs- und Objekt-
hilfen etc. Preislisten mit Abbildungen
gratis: en gros und en détail. 533
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
124 Leipziger Str. 124

Illustrierte Prachtwerke
aus dem Verlag der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

ARGOSY BRACES

In jeder Herren-Modewaarenhand-
lung der Welt zu haben.

Dieselben sind elastisch, ohne
Gummi zu enthalten, und schmiegen
sich jeder Bewegung des menschlichen
Körpers an. Die einzigen Hosenträger, mit
denen es unmöglich ist, einen Knopf abzu-
reißen.

WARNUNG! Irgend welche Hosenträger, an
denen Knopflöcher aus Schnüren angebracht sind,
werden als eine Verletzung des Argosy-Patentes
betrachtet, und die Verkäufer werden gewarnt,
sich mit solcher Waare zu befassen. Es würden
sofort Schritte eingeleitet werden, um die legalen
Rechte zu wahren. Eine Verurteilung ist bereits
beim Berliner Criminalgericht bewirkt worden.

Alleinige Agentur für den Engros-Verkauf der Argosy-
Hosenträger in Hamburg, Wilhelmstr. 38.



Sind die besten Hosenträger der Welt.

Eine klassische
Haus-Bibliothek
in schön. gross. Por-
mat. vorz. Druck
und sehr eleg. reich m.
Gold verziert. Orig.
Leinwand. liefert mit
Garantie neu u. fehlerfrei

Schiller's sämtl. W. 12 Bde. Goethe's Werke 16 Bde. Lessing's sämtl. W. 6 Bde.	Körner's sämtl. W. 1 Band. Chamisso's sämtl. W. 2 Bde. Shakespeare sämtliche Werke 4 Bände
---	--

für nur 29 Mark

die T. Trautwein'sche
Buchhandlung
in Berlin W.
Leipzigerstr. 130.
(Gegründet 1840.)
Prospecte gratis u. franco
Versandt geg. Einzahlung
od. Nachnahme d. Betrag.

Homer's
Werke
2 Bde.
Kleist's
sämtl. W.
2 Bde.
Lenau's
sämtl. W.
1 Band.

für nur 29 Mark

kleine klassische Hausbiblioth. f. 29 Mk.

Tragbare
Oefen
mit Carbon-Natron-
heizung, für Locale ohne
Rauchzug; die Oefen
brauchen keinen Schorn-
stein, brennen rasch und
geräuschlos und erwärmen
schnell leicht größere Räume.
Um diese praktischen Oefen
in größerem Maßstabe ein-
zuführen, verbinden wir
1 Probeofen mit Carbon-
teile (Füllung für 2 Wo-
chen) zu 30 Mk.
Kleinere Oefen für Blumen-
zimmer, Veranden, Kell-
er, gegen Einfrieren u.
von 20 Mk. an. 538
Carbon-Natron-Heiz-Cie.
A. Nieske, Dresden.

Neu!!! Mephisto, Neu!!!
Prüfer-Kamm.
Praktisch f. Jedermann, ob Herr
od. Dame ist gleich. Benutzt
ein. Durchdringung ist man im
Stande, Kopf, Bart, Haar,
dauernd in jede beliebige, schönste
Wellenform ohne Pomade u. c. zu
bringen. Bei für Damen, Cif-
frier u. c. reich f. Kinder.
Preis 2 Mk. 50 Pf. inkl. Porto
u. Verpackung. Eins. bar oder
Macht. Wiederverkauf ist ge-
stat. **Wilm. Merens, Pantof. f. Berlin,**
532
Berlinerstraße 6.

Lohnendste Geldausgaben.
Jeder der Art werden 10 Pfennig nach-
gegeben, 15 Pfennig vorgemerkt, gegen Cou-
vertur durch Auslösung versichert. Verlosungs-
pläne aller Loose 1 Mk. 1.20. Verlosungsliste
über alle bis Dezember gezeigten Serien 10 Pf.
Neuer Finanz- und Verlosungsblatt 10. Jahr.
bewährter Führer und Ratgeber für H. u. gr.
Kapitalisten 1 Mk. 2. — bei **H. Dann, Stuttgart.**

Zauber- und Nebelbilderapparate für
Privat- u. öffentliche Vorstellung,
sowie höchst interessante Weihnachtsgeschenke für
Kinder, 1. u. Laterna magica, Zauberfäden u.
alles mit genauer Gebrauchsanweisung. 519
Preisbilder gratis.
Wilhelm Bethge, Magdeburg.

Pianinos
in neu konstruierter Eisenkonstruktion ohne Diskant-
Ton und höherer Stimmigkeit empfohlen bei ganz soliden Preisen auf Bar und Abzahlung.
Preisliste gratis und franco. 407
Hermann Heiser & Co., Sopranofabrikanten,
Berlin SW., Dorothienstr. 11.

Zur
Jagd.

Endlich ist es mir gelungen, einen **Zeichn.-Jagd-Karabiner ohne Knall** mit
großem Kaliber, auch zu oberstehenden 3 Patronenarten passend, herzustellen. — Dieser
Karabiner eignet sich vorzüglich zur Jagd auf Hasen, Rehe und Sauwild u. c., und ist man
damit auf 100 Schritt einen Kerntageloh ohne Knall. — Auch macht es viel Freude,
mit diesem Karabiner im Hof und Garten zu schießen; derselbe wiegt nur circa 2 Kilo, ist
in einer Minute bequem in 2 Teile zu zerlegen und in die Tasche zu stecken.
Es kostet ein **Jagd-Karabiner ohne Knall**, exakt eingehoben für
Angel- und Schrotgesch. 30 Mark.
50 geladene von oberstehenden Patronen (also fortirt Angel- und Schrot-Patronen),
sowie Zubehör. Rühr u. gebe ich gratis.
100 leere Hälften zum Selbstanfertigen der Patronen kosten 2 Mark.
Jedem Käufer gehe ich eine Probezeit mit diesem Karabiner von 4 Wochen und
tausche dann noch sehr gern den Karabiner um.
Hippolit Mehles, Waffenfabrik,
Berlin W., Friedrichstraße 159.

Wer aus Hamburg billig und gut
Caffee, Thee, Delicatessen
oder **Japan-Lackwaaren**
kaufen will, versäume nicht, sich einen illustr.
Preis-Courant von dem **Waaren-Versand-**
Magazin des
Hoffm. C. H. Waldow in HAMBURG,
an der Koppel 50,
kommen zu lassen. Untenstehende beliebte
Caffeesorten werden ganz besonders empfohlen
zu folgenden Preisen franco und versichert
gegen Nachnahme versandt:
No. 301. Spindchen.
Höhe 13 cm., Breite 13 cm.,
Tiefe 7 cm., 4 Mk. 5.25.

9 1/2 % Carlshader Mischung 10 Mk.	9 1/2 % Wiener Mischung 12 Mk.
9 1/2 % Berliner Mischung 11 Mk. 25 Pf.	9 1/2 % Victoria-Mischung 14 Mk. 70 Pf.
9 1/2 % vorzügl. Santos 9 Mk. 50 Pf.	9 1/2 % ausgez. Campinos 8 Mk. 55 Pf.

Zur Barterzeugung
ist das einzig sichere und verlässliche Mittel
Paul Bosse's Original-Mustaches-Balsam.
Erfolg garantiert innerhalb 4-6 Wochen. Für die Haut völlig un-
schädlich. Rische werden nicht mehr vererbt. **Versandt direkt,**
auch gegen Nachnahme. Per Doz. 12. 50. Direkt zu beziehen
von **Paul Bosse, Frankfurt a. M., Schillerstraße 12.**

Krankenfahrräder
aus Rorddehst, Holz und Eisen, gepolstert und ungepolstert, mit
und ohne Gummibefüllung, für Salon und Straße; Fußhebel und
Wachse für jede Lage verstellbar. Höchst solides Fabrikat in
einfacher wie eleganter Ausstattung unter Garantie. Preise von
435-175 Mk. Reich ausgestattete, illustrierte Preisliste auf
Verlangen gratis und franco.
Preddner Krankenfahrräder-Fabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.

Ein Gegenstand für die Garderobe jedes Mann.
JOHN HAMILTON & Co.'s
PATENTIRTER TRAGBARER
HOSEN-STRECKER.
Silberne Medaille an der Lond. Int. Exh. 1884.
Durch den Gebrauch dieser Erfindung behalten die
Hosen ihre ursprüngliche Länge und Form bis zu solch
ausgetragenen sind, auch wird dem Einknicken
nach dem Waschen vorgebeugt.

Internationales
Patent-Bureau
Alfred Lorentz, Berlin SW.
Besorgung u. Verwertung von Patenten
in allen Ländern. Auskunft über jede
Patentangelegenheit. (Prospecte gratis.)

Nizza,
Hotel Suisse.
Wohnungsmittel deutsches Haus in Nizza.
gesunder Lage. Mäßige Preise. **H. Hug.**

Tamarinden-Conserven.
allein. Verfert. Apoth. KANOLDT, Gotha.
Besonderes Vermerk gegen Verwässerung
und alle durch dieselbe entstehenden Schäden
inasmuthen. Unirane Confectionen mit
Meyers angetrübter Weinad — et-
frühende und heilsame Wirkung auf die
Verdauungsorgane. Verhütung und Abheilung
nicht störend. Verträglich mit den schwächsten
Magen.
Preis 1 Schachtel 80 Pf. — in allen Apotheken.

Als höchst dankbares
Weihnachts-geschenk
für gebildete junge Damen
können wir bestens empfehlen:

Deutscher
Dichterwald.
Lyrische Anthologie
von
Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen
von
**A. Süßlein, Th. Hoffmann, W. v. Lant-
bach, A. Koch, G. Krennauer, A. v. P-
foly, A. Reiter, S. Richter, F. Rothbart,
P. Schumann, Th. Weber, A. v. Werner u. c.**
Sechste Auflage.
In feinstem Leinwandband mit Goldschnitt
und reicher Vergierung. Preis 7 Mark.
Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Epilepsie (Fallsucht).
Krankleidende erhalten gratis
Anweisung zur radikalen Heilung von
Dr. philos. Quante, Fabrikbesitzer in
Warendorf, Westfalen.
Bezeugen in allen Ländern.

150 Briefmarken für 1 Mk.
Alle garantirt echt.
alle verschiedenen, z. B. Canada, Cap. Indes,
Chili, Java, Bruchw., Australien, Serbi-
en, Rumänien, Spanien, Viet. etc. R. Wiering in
Hamburg.

Grosse Pracht-Bibel mit den Bildern von **Gustav Doré.** Zwei Folioabde. M. 105 bis M. 125. — **Ebers, Aegypten**
in Bild und Wort. Zwei Folioabde. M. 115. — **Ebers und Guthe, Palästina** in Bild und Wort. Zwei Folio-
abde. M. 115. — **Schiller's Werke.** Vier Bände. M. 48. — **Shakespeare's sämtliche Werke.** Vier Bände. M. 48.
— **Müller, Kriegsgeschichte 1870/71.** M. 15. — **Schubert, Müllerlieder.** M. 18. — **Doré-Märchen.** M. 12.
— **Hauff's Märchen.** M. 12. — **Doré-Münchhausen.** M. 9. — **Giacomelli, Idylle aus der Vogelwelt.** M. 10.
— **Meding, 85 Jahre in Glaube, Kampf u. Sieg.** M. 4. **Sämtlich in prachtvollem Original-Einband. Vornehmste Geschenkwerke.**